

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1982
HEFT 3**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

33. Jahrgang Heft 3

Juli – September 1982

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 8,- (zuzügl. Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 223243.

Dieser Ausgabe ist ein Prospekt des Konrad Theiss Verlags, Stuttgart, beigelegt.

Inhalt

WILLI K. BIRN	
Zur Sache	155
WALTER MÜNCH	
Eglofs und die Freien im Allgäu	156
WALTER HAMPELE	
Die Hohenloher Mundart – eine sterbende Sprache	163
GERHARD SCHÄFER	
Friedrich Christoph Oetinger Der württembergische Prälat und Theosoph ...	167
HANS WULZ	
Tagebuchfragmente des J. K. Brechenmacher ..	176
WOLFGANG IRTENKAUF	
Wanderungen in die Vergangenheit (11) Die Kilianskirche zu Mundelsheim	178
RUDOLF BUTTERLIN	
Die Klosterkirche von Offenhausen Gedanken zu ihrer künftigen Verwendung	180
CHARLES W. FABRY	
Betrachtungen über das, was man am Ulmer Münster nicht sieht	185
WALTER KELLER	
Pfarrstraße 33 Das Haus der ersten Göppinger Synagoge	190
KURT NAGEL	
Aus der württembergischen Metzgergeschichte Zunft- und Schauordnungen in Württemberg .	194
WILLY LEYGRAF	
Heimat Baden-Württemberg?	198
Buchbesprechungen	205
sh aktuell	219
Veranstaltungen 1982	227

Willi K. Birn: Zur Sache

Die Hochwassergefahr für Lustnau bedrückt nicht nur die Bewohner dieses Ortsteils von Tübingen, sondern auch den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND. Das Hochwasser, das immer wieder in den tiefer gelegenen und meist erst in den letzten Jahrzehnten bebauten Teilen von Lustnau erhebliche Schäden verursacht hat, kommt vom Goldersbach und seinen Zuflüssen, dem Arenbach, dem Seebach und dem Kirnbach, also aus dem Schönbuch, aber auch – und das wird häufig übersehen – von den durch Überbauung «versiegelten» Hängen von Lustnau und von Waldhäuser-Ost. Entscheidende Abhilfe wurde durch die Vertiefung des Bachbetts in Lustnau geschaffen. Schon früher wurde in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT (1956 S. 212; 1964 S. 114) über dieses Problem berichtet. Damals wurde die Hoffnung auf Rückhaltebecken gesetzt. In anderen Gegenden des Landes, vor allem im Osten von Württemberg, wurden viele solcher Becken gebaut. Inzwischen sind begründete Zweifel entstanden, ob man damals den richtigen Weg gegangen ist.

Dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND wurde in letzter Zeit vorgeworfen, er behindere die rechtzeitige Fertigstellung eines wirksamen Hochwasserschutzes für Lustnau. Dazu sei hier grundsätzlich bemerkt: Der Bau von Rückhaltebecken im Schönbuch bedeutet einen nicht wiedergutzumachenden Eingriff in diesen Naturpark. Er ist nur zu rechtfertigen, wenn Abhilfe auf andere Weise nicht erreicht werden kann. Deshalb hat die Mitgliederversammlung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDS in Urach am 9. Oktober 1976 alle beteiligten Behörden und Dienststellen dringend gebeten, *vor einem so schwerwiegenden Eingriff . . . durch gründliche Erhebungen . . . feststellen zu lassen, 1. wie die Abflußverhältnisse im gesamten Einzugsgebiet des Golderbachs tatsächlich sind und welchen Anteil der Golderbach bzw. seine Nebenbäche an Hochwasserführungen in Lustnau haben, 2. ob und wie weit die Hochwassergefahr durch Maßnahmen innerhalb des Ortsteils selbst abgewendet werden kann . . . , 3. durch welche wasserbaulichen Maßnahmen im gesamten Einzugsgebiet die Abflußverhältnisse verbessert werden können, ohne die Landschaft des Naturparks Schönbuch so empfindlich zu stören, wie dies durch Rückhaltebecken zu erwarten wäre.*

Der Stadtverwaltung Tübingen liegt nunmehr ein Gutachten zu diesen Fragen vor. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND (und die Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz, der der Heimatbund angehört) haben sich dazu noch nicht geäußert, weil dieses 400

Seiten umfassende umfangreiche wissenschaftliche Gutachten bis jetzt für eine Prüfung durch unsere Sachverständigen nicht zu bekommen war. Ich halte es für falsch, daß wir, sei es positiv, sei es negativ, ohne genaue Kenntnis dieser Arbeit eine Meinung äußern. Unsere Prüfung wird vor allem der Frage gelten müssen, ob die ökologischen Belange berücksichtigt wurden und eine angemessene Bewertung erfahren haben.

Wir verstehen, daß die betroffene Bevölkerung ungeduldig ist. Wir bitten aber um Verständnis dafür, daß so wie die zuständigen Behörden auch wir Zeit zu einer sorgsam Abwägung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte haben müssen.

Das Titelbild

vermittelt einen ganz typischen Blick in die Landschaft des württembergischen Allgäus mit einzeln gelegenen Bauernhöfen, sanft geschwungenen Grünlandflächen und einzelnen Waldstücken, die besonders häufig als Bekrönung von Moränenzügen und Drumlins angetroffen werden. Im Hintergrund begrenzen die Allgäuer Alpen den Landschaftsausschnitt. Aufgenommen hat Rupert Leser dieses Bild in diesem Frühling in der Nähe von Eglofs als Illustration zum einleitenden Aufsatz dieses Heftes, in dem Walter Münch sich mit den Freien im Allgäu und vor allem mit der Freischaft Eglofs beschäftigt.



Als Ortschaft wird Eglofs schon in Urkunden von 817 genannt. Seine sehr alte Kirche ist St. Martin geweiht, das spricht – wie bei Wangen, Leutkirch, Urlau – dafür, daß die Kirche in der Zeit der fränkischen Gaugrafen entstand, also etwa um 800 bis 900. So wie die «Leutekirche» zu Leutkirch der Mittelpunkt des Nibelgaves und der Freien Leute auf Leutkircher Heide wurde (und bis 1806 blieb), so wurde der Ort Eglofs Mittelpunkt des Alb- oder Alpgaves, späterhin Allgäu genannt. Hier war der Sitz des königlichen Grafen auf der Burg, nahe der Kirche, hier der Mittelpunkt der «Grafschaft Eglofs». Diese Bezeichnung taucht zuerst in einer Urkunde Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen im Jahre 1243 auf und blieb bis 1804 erhalten. Von 1804 bis 1806 bildete Eglofs mit Siggen ein souveränes Reichsfürstentum Windisch-Graetz, 1806 wurde das Gebiet dem Königreich Württemberg einverleibt.

Was seither als «Gemeinde» Eglofs zu Württemberg gehört, umfaßt das alte Kerngebiet, den Dorfmittelpunkt und drei Dutzend zerstreute Wohnplätze. Seit 1972 ist Eglofs eine Ortschaft innerhalb der neugeschaffenen Gemeinde «Argenbühl» mit dem Verwaltungssitz in Eisenharz.

Die frühere «Grafschaft Eglofs» umfaßte eine räumlich weithin ausgebreitete Genossenschaft von Freien Leuten, die (wie die Freien auf Leutkircher Heide) auf fränkische Militärkolonisten und Rodungsfreie zurückgeht (siehe Karl Fritschle, Karl-Friedrich Eisele u. a.). Die freien Eglofsheimer wohnten in Einzelgehöften weit verstreut im westlichen und im oberen Allgäu.

Hier haben sich im Laufe der Zeit fränkische Grafschaften gebildet, deren Gebiete anders abgegrenzt waren als die alemannischen Gaue. Diese Grafenämter waren ums Jahr 1000 alle schon erblich im Besitz von Adelsfamilien, Dienstleuten des Frankenkönigs, Amtswaltern, Soldaten und Missionaren. Die alten Gaunamen wurden überlagert von Benennungen der Grafschaften, die nicht mehr nach Landschaften benannt wurden, sondern – aufgrund des Erbanges in Adelsdynastien – nach deren Haus- bzw. Burgnamen wie Montfort, Trauchburg, Werdenberg, Waldburg, Kirchberg (s. Crämer). Ursprünglich unfreie Dienstmannengeschlechter werden zu Territorialherren, zur Grund- und Gerichtsherrschaft, zur Obrigkeit schlechthin. Diese Entwicklung verstärkt sich mit dem Untergang der Stauer und der schwäbischen Herzogsgewalt.

Nachher wird sie von den erblich gewordenen Habsburgkaisern nicht geändert, sondern wett-eifernd vorangetrieben. Überall versuchten die Adelsherrschaften, die in ihrer Gegend lebenden freien Leute zu Hintersassen und Leibeigenen herabzudrücken (siehe Baumann, Forschungen, Seite 242).

Eglofs ist eine der Ausnahmen, wo der Orts- und Landschaftsnamen erhalten blieb. Hier erhielten sich auch entsprechend den alemannischen Volksrechten bürgerliche Freiheiten in Gerichts- und Steuersachen, in ihrem Kerne sogar bis an das Ende des alten Reiches um 1806. Die Zahl der Freien wurde allerdings im Laufe der Jahrhunderte kleiner, ihre Freiheiten eingengt. Die Freien versuchten ihre Rechtsstellung mit großen Anstrengungen zu verteidigen. Immer wieder ließen sie sich von Kaisern und Reichsbeamten in fernen Kanzleistädten Bestätigungen ausstellen, die freilich regelmäßig nicht einmal zu Lebzeiten des unterzeichnenden Kaisers Wirkung behielten. Es gab auch gelegentlich örtliche Unruhen und Protestdemonstrationen, ohne sichtbare Erfolge. Vereinzelt kam es auch zu Gewalttaten Verzweifelter, die dafür schwer zu büßen hatten (s. Weitnauer, Crämer).

Die Reihe der Kaiserurkunden mit Rechtsgarantien beginnt mit Friedrich II. im fernen Capua, einem seiner Schlösser im Königreich Sizilien, das bis nördlich Neapel reichte. Hier kaufte er von einem seiner Hofleute, dem Grafen von Grüningen, einem Erben früherer Grafschaftsinhaber, die Grafschaft Eglofs für 3200 Mark Silber, wodurch die Genossenschaft der Freien im Allgäu keinem anderen Herrn als Kaiser und Reich untertan sein sollten, und ihre seitherigen Vorrechte als Freie im Bezug auf eigenbesetzte Gerichte, Steuern und Herrendienste garantiert werden sollten. Wieviel den gemeinen Leuten im Allgäu dies wert war, zeigt sich darin, daß sie bereit waren, ein Drittel dieses Kaufpreises anstelle des Kaisers an den Grafen zu bezahlen. Obwohl in der «kaiserlosen Zeit» von 1257–1273 die Garantieverprechen eines zum Antichrist erklärten toten Kaisers, dessen Söhne in Gefängnissen vermoderten und dessen Enkel Konradin in Neapel enthauptet wurde, wenig wert waren, sah sich der Kaiser Rudolf von Habsburg veranlaßt, im Jahre 1282 – also heuer vor 700 Jahren – seinen Bürgern zu Eglofs das Recht der Bürger in der Reichsstadt Lindau zu verleihen. Er versprach auch, in der damals üblichen Urkundenformel, Eglofs nie zu verkaufen oder zu

verpfänden. Dennoch geschah das alsbald und fortgesetzt bis zum Ende des Reiches. Auch die Reichsstadt Wangen war von 1516–1582, also auch während der Zeit des Bauernkrieges, im Besitz der Grafschaft Eglofs, danach ein Augsburger Kaufmannssohn, danach ein Habsburger Erzherzog; ihm folgten die bayerisch-niederösterreichischen Grafen von Traun und Abendsperg von 1650–1804 und danach schließlich die Reichsfürstin von Windisch-Graetz, Witwe des Grafen Josef Niklas in Wien (s. Genealogisches Handbuch).

Die genannten Grafen Traun-Abendsperg hatten schon 1764 die nördlich angrenzende ritterschaftliche Herrschaft Siggen, zu der auch Göttlishofen seit langem gehörte, von einem Herrn von Humpis, der aus der Ravensburger Leinwandhändlerfamilie durch Landkäufe in die Ritterschaft aufgestiegen war. Göttlishofen freilich war kirchlich nach wie vor nach Merazhofen eingepfarrt, also im alten Gebiet der Freien auf Leutkircher Heide. Auch dort, wie an anderen Rändern der Heide, waren aber 1439 von den Ravensburger Humpissen Höfe, Mühlen, Fischereirechte und siebenundachtzig Leibeigene zusammengekauft worden, was jedoch alles 1696 an

den Trauchburger Vogt Franz Josef Mayer veräußert wurde, als der Glanz der Humpis langsam verblaßte (s. Vogler).

Noch aber besaßen die Humpis die angrenzende Ritterherrschaft Ratzenried, wo in früherer Zeit auch Eglofser Freie nachzuweisen sind; was übrigens auch für Bauern in Deuchelried und bis nach Burgehlitz gilt.

Das Gemeindegebiet von Siggen und Göttlishofen blieb in seinen politischen Schicksalen von 1764 an mit der Grafschaft verbunden, also auch nach 1804 unter den Fürsten von Windisch-Graetz, die ihr Amtshaus im Thal unterhalb des Fleckens hatten. Auch viele Bewohner der Gemeinde Eisenharz gehörten bis 1568 zur Grafschaft Eglofs und ihrem Freigericht. Allerdings war das Ortsgebiet nach und nach in Trauchburger Besitz gekommen, und deshalb wurde schon 1429 für die leibeigenen Lehensbauern in Eisenharz ein Vogteigericht eingesetzt. Die Truchsessen besaßen dort schon lange den Kirchensatz und erwarben 1533, also nachdem im Bauernkrieg 1525 der Bauernjörg gesiegt hatte und mit der Herrschaft Zeil als Reichlehen kaiserlich belohnt worden war, die Vogtei und den Wildbann.

Blick auf Eglofs, im Vordergrund Schloß Syrgenstein. Alle Fotos zu diesem Aufsatz: Rupert Leser



Der Kauf der Grafschaft Eglofs anno 1243 war keine zufällige Einzelmaßnahme, sondern er lag im Konzept des Kaiserhauses Hohenstaufen. Diese Kaiser suchten systematisch sowohl durch Städtegründungen wie durch Ankauf frei bäuerlicher Siedlungsgemeinschaften ihre Macht und ihren Eigenbesitz innerhalb des ihnen gehörenden Herzogtums Schwaben zu mehren und zu untermauern. Alle die späteren allgäuischen Reichsstädte, so Wangen, Isny, Leutkirch, Memmingen, Kempten und Kaufbeuren, haben unter den Staufern ihr Stadtrecht erhalten, einige davon, wie Wangen, wurden von ihnen zur Freien Reichsstadt erhoben, andere schon von den Welfen.

Ebenso planmäßig zogen diese Kaiser auch Gebiete an das Reich, wo freibäuerliche Gemeinschaften noch vorhanden waren und so unter ihren unmittelbaren Schutz und Einfluß kamen. Schon vier Jahre vor dem Ankauf von Eglofs hatte Friedrich II. die Grafschaft Leutkirch-Zeil, das Gebiet der «Freien auf Leutkircher Heide» mit 39 Ortschaften erworben. Später wurden diese Freischaften in die Gemeinden Reichenhofen mit Gerichtssitz, Wuchzenzofen, Herlazhofen und Gebrazhofen mit Verwaltungssitz zusammengefaßt. Diese Leutkircher Freien standen wie diejenigen von Eglofs zeitweilig unter dem Schutz der Reichsstädte Isny und Wangen sowie Leutkirch. Ähnliche Gebiete wurden im Schwarzwald zu reichsunmittelbaren Bauernschaften, z. B. das Freiamt bei Emmendingen, die Freihöfe Siegelau im Elztal sowie das Reichsdorf Zell am Harmersbach – alles ebenfalls spätbesiedelte Gebirgs- und Rodungssiedlungen.

Zwischen den «Eglofsheimer Freien» und ihren Grafen kam es gelegentlich zu hartem Streit, der in der Regel von Reichsstädten geschlichtet werden konnte. In den Jahren 1434 bis 1474 schwelte solch ein Streit, der in Aufstand gegen Graf Ulrich von Montfort übergang und schließlich vom kaiserlichen Kammergericht entschieden wurde. Dabei wurden die beiderseitigen Rechte und Pflichten festgeschrieben, die Eglofser Freien herablassend als «armenlüt» bezeichnet (Baumann, Forschungen).

Nachdem die Stadt Wangen die Eglofser Herrschaft 1516 erkauft hatte, haben die Eglofser die Stadtherren schon 1521 beim Kaiser verklagt, daß ihnen ihre Freiheiten genommen und sie zu Leibeigenen herabgedrückt würden. Die Klage scheint nicht unbegründet gewesen zu sein und erst 1524 kam es zwischen den Wangenern und den «Megloffshaymern» zu einem Vergleich und Vertrag.

Mit den beiden Urkunden von 1474 und von 1524 besitzen wir schriftliche Nachweise, welche Verfassung in Gemeinde und Grafschaft Eglofs am Vor-

abend des Bauernkrieges galt. (Am Rande: Er hatte Jahrzehnte zuvor in der Eidgenossenschaft, in Appenzell und Vorarlberg Vorläufer, die erfolgreicher für den «Gemeinen Mann» gegen die Territorialherrschaften, teils durch Verträge, teils erst nach gewonnenen Schlachten, ausgingen.)

Die Abgrenzung, wer zu den Freien von Eglofs zählte und in welchen Orten sie saßen, ist trotz der Kaiserurkunden des 13., 14. und 15. Jahrhunderts nicht klar zu erkennen. Erst aus Listen und Zählungen, die im 16. Jahrhundert erstellt worden sind, ist das zu erschließen. In der Literatur (insbesondere Baumann) sind Listen bearbeitet, die 1583 unter Islung-Augsburg, 1794 unter Traun-Abendsperg, schließlich 1806 bzw. 1808 von württembergischen Beamten erstellt wurden. Auf den ersten Blick ist zu erkennen, daß die Zahl der Leute, die sich als Freie Bauern erklärten und anerkannt wurden, immer mehr zusammengeschmolzen war.

Die Freischaft der Allgäuer Freien hing zugleich an deren Person und an ihrem Grundbesitz. Sie lebten auf meist erst im 12./13. Jahrhundert gerodeten Flächen. Sie saßen also von der Besiedlung an meist auf Einödhöfen in verstreuter Lage. Das Gebiet der Freien war in drei weit ausgedehnte Gebietskörperschaften gegliedert: Neben dem eigentlichen Gebiet der Dorfgemeinde Eglofs waren die freien Eglofser Bürger des Allgäus in zwei sog. Stürze untergeteilt. Es gab also drei Selbstverwaltungsgebiete mit Steuer- und Gerichtsbezirk, von denen jeder eigene gewählte Organe besaß, die wiederum in Eglofs ein Gesamtorgan bildeten. Näher bei Eglofs, also im Westallgäu, erstreckte sich der Untere Sturz. Der Obere Sturz erstreckte sich jenseits der Wasserscheide Rhein-Donau, vom Südrand des Gebiets von Kloster und Stadt Kempten auf beiden Seiten des Illertals bis nach Oberstdorf und die Seitentäler, nämlich nach Gunzesried, Mittelberg und Hindelang.

Im Gebiet der Freien im Allgäu haben sich, wie oben erwähnt, vor allem seit 1300, aus Grafschaften Adelsherrschaften herausgebildet. Daneben entstanden die reichsstädtischen und geistlichen Herrschaften. In jedem einzelnen dieser Territorien waren die altrechtlichen Freien für die Herrschaft gewisse Ärgernisse, die nur dadurch gemildert waren, daß ohnedies in den meisten ländlichen Gegenden die verschiedensten Herrschaften nebeneinander Rechte und Untertanen besaßen.

Im Gebiet des Unteren Sturzes grenzte die Herrschaft Trauchburg an, welche neben der Herrschaft Sigger die Eglofser Freien vom Gebiet der Freien auf Leutkircher Heide trennte. Hier waren auch die Herrschaften Bregenz-Hohenegg, Montfort-Ober-



Fassadenmalerei an der Schule von Eglöfs

stauen, Laubenberg sowie die Städte Isny und Wangen Angrenzer. Im Oberen Sturz waren die Herrschaft Rothenfels (Montfort, später Königs-egg), Stift und Stadt Kempten sowie das Hochstift Augsburg die wichtigsten Herrschaften. Die in den Voralpen gelegenen Eglöfser Freien können keineswegs als spät ausgewanderte Bewohner des Orts Eglöfs oder der Freien-Gebiete im südlichen Oberschwaben angesehen werden, sondern erscheinen um 1500 überall als «Überbleibsel» aus der Zeit zwischen 800 und 1200, ehe sich aus den Amtsbezirken der Gaue und Grafschaften, die für die hier wohnende, im allgemeinen freie Bevölkerung zuständig waren, die kleinen Landesherrschaften gebildet hatten. Aber dennoch zählten die schon vor 1500 aufgezählten Orte der Freien im Allgäu im Bezug auf Per-

son und Grundstücke der Freien bis 1806 zur «Grafschaft Eglöfs».

Um 1414 saßen (nach Baumann) Eglöfser Freie um Gestraz, Dorwaid, Holzleute, Grünenbach, Heimenkirch, Röthenbach, ferner um Oberstauen, Scheidegg, Möggers und an der Ruggsteig. Freie saßen um 1477 um Blaichach, Sonthofen, Fischen, Hindelang, Oberstdorf, um 1540 um Thalkirchdorf, Niedersonthofen, Diepolz und Gunzesried. Eine Grenze zwischen dem Eglöfser Ortsgebiet und dem Unteren Sturz sowie den Hauptmannschaften Wohmbrechts und Maria Thann der Reichsstadt Wangen wird zwischen Wohmbrechts und Heimenkirch angenommen. Auch der Ort mit dem auffallenden Namen Malaichen wird in der neueren Literatur nicht mehr als frühere Malstätte, d. h. Thing-

und Gerichtsstätte, angesehen, sondern als ein Grenzmal der Markung Eglofs gegenüber dem früheren Nibelgau und dem Unteren Sturz.

Bei der Zählung von 1593 wurden im Unteren Sturz nur 27 Familien gezählt, im Jahre 1794 nur noch 22 Familien mit 111 Seelen als Freie registriert. Im Oberen Sturz waren es 1593 32 Familien, nämlich in Börlas, Diepolz, Gopperts, Dietrichs, Sigiswang, Gunzesried. 1806 sollen dort noch 81 Familien gelebt haben, wobei auch Freibrechts, Hinang, Blaichach, Fischen, Halden, Niedersonthofen, Ofterschwang, Schweineberg, Schöllang und Tiefenbach genannt werden. Anno 1806 meldete der württembergische Oberamtmann zusammen 99 Familien als Eglofser Freie, das Stuttgarter Staatshandbuch von 1808 nimmt eine Seelenzahl von 490 an. Auf bayerischem Gebiet werden 1806 25 Familien gezählt, darunter in Hinterreute, Weißach, Rentnershofen, Thalkirchdorf, Aigis. Im Jahre 1741 werden außerhalb Eglofs selbst (nach Crämer) auch Freie in Ebrazhofen, Röthenbach und am Kapf gemeldet.

Ein wichtiges Merkmal der Freien war, daß sie in vielen Sachen nur vor eigenem Gericht sich zu verantworten hatten. Deshalb war dieser Punkt auch mit den adeligen und kirchlichen Herrschaften am meisten umstritten. Der Untere Sturz hatte sein Gericht und seinen Thingplatz auf dem Buch bei Schönau in der Herrschaft Laubenberg. Außerdem fand eine Jahresversammlung zu Missen statt. Der Obere Sturz hatte seinen Gerichtsort in Immenstadt. Aber gerade in der Herrschaft Rothenfels, deren Sitz in Immenstadt war, schmolz die Zahl der Freien schon sehr früh zusammen. Als der Graf Königsegg-Rothenfels anno 1447 von Kaiser Friedrich III. ein neues Landgericht in Immenstadt bewilligt erhielt und dort gar 1451 eine neue Reichsgrafschaft Rothenfels entstanden war, also auf dem gleichen Boden, auf dem seit Jahrhunderten die freien Bauern im Oberen Sturz nach dem Recht der Bürger der Reichsstadt Lindau ein eigenes Gericht hatten, da mußte es zwischen den Bauern-Freischaften und der Adelherrschaft zum Kampfe kommen. Aber die besondere Rechtsstellung der Freien Allgäuer mußte auch für ihre unfreien Nachbarn – nämlich die Mehrzahl der leibeigen gewordenen Bauern – ein ständiger Anreiz sein zu Protest und Widerstand gegen die wachsenden Forderungen ihrer Herrschaften; dies um so mehr, als die Bauernaufstände in Vorarlberg und der Schweiz den Bauern landständische Vertretungen, Freiheiten und Entlastungen gebracht hatten.

Die Freien im Allgäu verkörperten alte deutschstämmige Freiheitsrechte in einer festgefügt-

Organisation von Selbstverwaltung und Eigengericht. Die Freiheit des gemeinen Mannes vertrug sich nicht mit den seit dem späten Mittelalter entfalteten kleinen Feudalstaaten von Adel und Kirche. Der Druck der Herren auf Untertanen und Eigenleute, die keinerlei wirksame politische Repräsentation haben durften, führte nicht aus Zufall gerade im Allgäu und Oberallgäu zu Aufständen. Im Spätwinter 1525 wurden die «Allgäuer Artikel» formuliert, die das alte Herkommen und das göttliche Recht wiederherstellen sollten. Die Verhandlungen zogen sich in das Frühjahr hinein. Die regionalen Bauernhaufen wurden nacheinander zu Vergleichen überredet oder von Söldnerheeren unter Berufsfeldherren geschlagen. Der sog. Bauernkrieg war hierzulande nach drei Monaten zu Ende. Daheim begann für jeden an Ostern die Feldarbeit, aber es folgten Strafverfahren und Verfolgung. Wenig ist nachweisbar, wie es im Ort Eglofs ablief. Die Wangener hatten Angst vor den Bauern und besorgten sich auswärtige Soldaten. In Eglofs versammelte sich der Westallgäuer Haufen, zu dessen Räten auch der Eglofser Pauly Kempter zählte. Nichts ist bekannt über sein Schicksal nach der Niederlage. Für die Bauern des Stifts Kempten, die teilweise in örtlicher Nachbarschaft von Freien aus der Grafschaft Eglofs lebten, sind die Namenslisten der Hauptbelasteten und ihre Bestrafungen erhalten geblieben (vergleiche Weitnauer).

Noch 1597 kam es in der Herrschaft Rothenfels in sechs Pfarreien zu Bauernaufständen, weil der neue Herr Graf Königsegg nur noch sein eigenes Gericht duldete, ein eigenes Gesetzbuch einführte, Zölle, Steuern, Frondienste über die Reichsstatuten hinaus erhöhte (siehe Geiger, Seite 14). Der Graf wurde von einem Reichsnotarius vermahnt, ebenso 800 Bauern, die bei Tiefenberg einberufen worden waren. Als anno 1603 ein Bauer namens Zodel aus Gunzesried, wo nachweisbar noch Eglofser Freie saßen, vergeblich um Nachlaß einer Geldbuße gebeten hatte, soll dieser seinen Herrn mit den Worten verlassen haben: *Ich werd Euch wohl noch Silber genug geben*. Als der Graf eines Morgens nach Gunzesried ritt, schoß ihn besagter Zodel mit einer Silbernen Kugel vom Pferd. Da war Freischütz-Magie mit im Spiel. Zodel wurde auf dem Kalvarienberg zu Immenstadt öffentlich mit Hilfe von vier Pferden lebendig gevierteilt (Geiger, Seite 18).

Nach nicht endenden Glaubens- und Erbfolgekriegen, Absolutismus und Revolution brach der mitteleuropäische Feudalstaat des Reiches zusammen. Neue Flächenstaaten wie Württemberg, Baden, Bayern entstanden. Sie machten Fürsten, Grafen,



Die Pfarrkirche St. Martin in Eglofs wurde ab 1765 erbaut, der Turm stammt aus dem 14. Jahrhundert.

Prälaten und Äbte zu Untertanen, die teilweise gerade vom Kaiser weitere Titel und Ländereien oder von den Friedenskongressen neue Territorien zugeteilt erhalten hatten.

In diesen großen und kleinen Monarchien wurde Schritt für Schritt – nicht ohne Rückschritte auch – die feudale Ordnung aufgelöst, die in Deutschland sich von 1300 bis 1800 präsentierte. Landständische Körperschaften, Gemeinde- und Kreisbehörden milderten die Abhängigkeit der Landbevölkerung von den Grundherren und Leibherren. Die Patrimonialgerichte der Herrschaften wurden durch staatliche Gerichte ersetzt. Die bäuerlichen Lasten wurden nach Vorbildern in Preußen und Österreich gegen Ablösungssummen abgebaut. Die bürgerlichen Rechte wurden in Stadt und Land einander angeglichen. Das noch bis 1918 monarchische Staatswesen begab sich auf den Weg zur parlamentarischen Demokratie unter Erhaltung erheblicher feudaler Privilegien. Gleiches Wahlrecht gab es erst nach dem Ersten Weltkrieg in der Republik.

Im Zuge der Errichtung bürgerschaftlicher Gemein-

den auch auf dem Lande wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Gemeinbesitz – die Allmende sowie die gemeinschaftlichen Nutzungsrechte an Wald, Weide und Wasser – einer Neuordnung zugeführt. Schon die Vereinigungsbewegung hatte zur Auflösung der Allmenden und Abgrenzung von Parzellargemeinden oder Realgemeinden oder Waldgenossenschaften geführt. Wo ein adeliger Grundherr beteiligt war, führte das meist zu einer Trennung der Rechte zwischen Standesherr und Bürgerschaft.

Das war nach 1810 auch in Eglofs auf der Tagesordnung, wo erst wenige Jahre zuvor ein neuer Landesherr aufgetreten war. Es ging nicht ohne einen Prozeß um die seitherigen Nutzungsrechte und ihre Entflechtung. Nach 20 Jahren kam ein Schiedsspruch zustande, der Mut und Ausdauer der Eglofser belohnte: Die Freien Bauern verzichteten auf ihre Nutzungsrechte an allen Wäldern der Herrschaft, bekamen dafür aber das geschlossene Waldgebiet im Ostteil der Markung, den sogenannten Oster-



Siegel der nach Eglofs gehörenden «oberen und niederen Freien im Allgäu» von 1497 (links) und der Freischaft Eglofs nach 1474 (rechts), unten das Wappen des einstigen Landkreises Wangen (nach dem Wappenbuch des Landkreises Wangen)



wald, mit 262 Hektar als Eigentum zur gesamten Hand. Die Standesherrschaft erhielt das westwärts näher bei Wangen gelegene Waldgebiet Westerwald als Alleineigentum und befreit von allen sonstigen Nutzungsrechten. Als später die im Gemeindegebiet gelegenen Lehenshöfe der Standesherrschaft gemäß neuen Landesgesetzen in freies bürgerliches Eigentum übernommen werden konnten, wurden deren uneingeschränkte Holznutzungsrechte im Herrschaftswald gelöscht und durch Überlassung kleiner Waldparzellen zu Eigentum abgegolten.

Von heute aus gesehen scheint es, daß damals, vor genau 150 Jahren, in dieser Gemeinde ein Ausgleich gefunden wurde, der den Vorstellungen und Bedürfnissen sowohl der Herrschaft wie der Bauerngemeinschaft gerecht wurde. Es zeugt von dem überlieferten Gemeinschaftsgefühl der ehemals Freien Bauern von Eglofs, wenn die bürgerliche Genossenschaft Osterwald seit 1832 diesen Wald als

geschlossenes Gebiet beließ und so bewirtschaftete, daß die Genossen nachhaltige Erträge erhalten, die bürgerlichen Einrichtungen, wie Gemeinde, Kirche und Schule, bei Bedarf Holz erhalten und auch die nicht zur Genossenschaft zählenden Mitbürger in Eglofs an Holz keinen Mangel leiden müssen.

So hatten Gemeinde und Genossenschaft wahrlich einen Anlaß, in diesem Sommer 1982 das Jubiläum ihrer Erhebung zu Freien Reichsbürgern zu feiern, wie auch das Jubiläum ihrer zukunftssträchtigen Waldgenossenschaft. Der Kreistag des Landkreises Wangen, der bis vor 10 Jahren bestand, schätzte das Andenken an die Bürger seiner drei Reichsstädte und an die Freien Bauern im Allgäu so hoch, daß er neben dem Adler des alten Reiches das Siegel der Freibauern um Eglofs – nämlich die offene, erhobene Hand – als Zeichen uralter Selbstverwaltung in sein Kreiswappen aufnahm (siehe Wappenbuch).

Quellen

Für die Zeit von 1282 bis 1806 im Archiv der Gemeinde Eglofs, Ortschaft der Gemeinde Argenbühl, Archiv des Fürsten zu Windisch-Graetz in Siggen, Archiv der Stadt Wangen im Allgäu, Spitalarchiv Isny, Stadtarchiv Leutkirch und Landesarchive.

Literatur

- Pauly: Beschreibung des Oberamts Wangen, 1841, Stuttgart
 Pauly: Beschreibung des Oberamts Leutkirch, 1843, Stuttgart
 Geiger: Topographie des K. B. Landgerichtsbezirkes Immenstadt, 1819, Kempten
 Baumann: Forschungen zur Schwäbischen Geschichte, Kempten, 1899
 Baumann: Geschichte des Allgäus, Kempten, 1883 ff.
 Frischle, Karl: Ein Streifzug durch die Geschichte von Eglofs. In: Festbuch der Musikkapelle Eglofs, Wangen, 1967
 Eisele, Karl-Friedrich: Wappenbuch des Landkreises Wangen, Stuttgart 1972
 Schahl und Matthey: Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Kreises Wangen, Stuttgart 1954
 Schmid, Wunibald: Allgäu, meine Heimat. Christzhofen, 1928
 Haag, Josef: Eglofs. Zul.-Arb. PH Weingarten
 Benz, Wolfram: versch. heimatgeschichtliche Untersuchungen, Eglofs, 1972–1982
 Kempfer, Reinhart: Geschichte der Pfarrei Eisenharz, Kempten, 1966
 Thier, Münch, Scheurle u. a.: Der Kreis Wangen, Aalen und Stuttgart, 1962
 Scheurle, Albert: Wangen im Allgäu, 1966
 Genealogisches Handbuch des Adels, Fürstliche Häuser, Band IX, Haus Windisch-Graetz, S. 378–392. Limburg 1971
 Weitnauer, Alfred: Die Bauern des Stifts Kempten 1525/26, Allg. Heimatbücher, Bd. 39, Kempten 1949
 Zenker: Über die St.-Martins-Kirche Eglofs. Zulassungsarbeit PH Weingarten
 Crämer, Ulrich: Das Allgäu, Forschungen zur deutschen Landeskunde, Verlag der Bundesanstalt für Landeskunde, 1954
 Kleiner, Irmgard: Die Geschichte des Eglofser Osterwaldes. Zulassungsarbeit PH Weingarten, 1964
 Bradler, Günther: Die Landschaftsnamen Allgäu und Oberschwaben, Göppingen, 1973
 Blicke, Peter: Deutsche Untertanen. Ein Widerspruch. München, 1981
 Ritter, Alois: Die Eglofser Bauern und ihr Wald, Allg. Forstzeitschrift 1980, S. 1239

Die Hohenloher Mundart – eine sterbende Sprache

Walter Hampele

Als Gott die überhebliche Anmaßung der Menschen beim Turmbau zu Babel strafen wollte, verwirrte er ihre Sprache, so daß keiner mehr den anderen verstand. Daher verstreuten sie sich über die Erde. So erklärt das Alte Testament auf bildhafte Weise die Entstehung der Sprachen. Der geschichtliche Prozeß ihrer Entwicklung dauerte freilich ungleich länger. Und in diesen Vorgang hat keine übermächtige Gottheit eingegriffen, der die Menschen ausgeliefert waren. Aber wo eine Sprache eine andere beeinflusst oder gar verdrängt, war und ist bis heute Macht am Werke. Denn Sprachgrenzen spiegeln Herrschaftsgrenzen wider. Es kann sich dabei um sehr subtile Machtmechanismen handeln, die ohne brutale oder offensichtliche Gewalt auskommen, weil die Unterwerfung, Überfremdung oder Assimilation scheinbar freiwillig verläuft. Ein solcher Vorgang spielt sich seit knapp 180 Jahren im nördlichen Württemberg ab, dem fränkischen Hohenlohe, das von Napoleons Gnaden den Württembergern zufiel und damit dem schwäbischen Dialekt überantwortet wurde.

Bis zum 2. Weltkrieg hat sich vor allem in den Dörfern dieser neuwürttembergischen Landstriche der südostfränkische Dialekt des Hohenlohischen ziemlich unverfälscht erhalten. Aber seither gewinnt das Schwäbische zunehmend die Oberhand. Man kann heute fast leichter zeigen, was die Hohenloher nicht mehr sind, als was sie noch sind. Das gilt für den Hohenlohekreis, den Altkreis Mergentheim und den Großkreis Hall gleichermaßen, besonders jeweils aber für die Städte. Wenn ich öfter von Hall rede, dann nur, weil man an dieser Stadt die Entwicklung besonders deutlich beobachten kann. Diese ehemals freie Reichsstadt aus dem staufischen Nachlaß nannte sich seit dem späten Mittelalter aus politischen und juristischen Gründen schwäbisch, obwohl das der stammes- und sprachgeschichtlichen Wirklichkeit widersprach. Die Württemberger korrigierten dies auch alsobald nach der Inbesitznahme. Sie ließen nicht bloß die reichsstädtischen Wappen abmeißeln, sondern entzogen der Stadt auch den falschen schwäbischen Namen. Künftig hieß das Gemeinwesen, das als besetztes Gebiet nicht zu den sogenannten guten Städten des Königreichs zählte, schlicht Hall oder Hall am Kocher.

Als sich Hall in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wieder Schwäbisch Hall nannte, war das mehr als ein Rückgriff auf die Vergangenheit. Es war bereits Folge eines Schwäbierungsprozesses und zu-

gleich Programm für die Zukunft. Die Namensänderung zeigt deutlich, daß sich das Selbstverständnis der Haller verändert hatte und damit auch ihre Sprache. Das geschah und geschieht ebenso in den anderen hohenlohischen Städten und neuerdings auch in den großen Dörfern. Aber das bewußtseinsändernde Adjektiv schwäbisch beschleunigt diesen Prozeß. Denn Namen haben ihr eigenes Gewicht. Wer dank der Stadt- und Kreisbezeichnung immer als Schwabe angeredet wird, glaubt schließlich selbst daran. Es ist typisch für die anpassungsfähigen und anpassungsbereiten Franken, daß ihre Volksvertreter unter dem Vorsitz eines schwäbischen Landrats den neuen fränkischen Großkreis im Nordosten von Baden-Württemberg Schwäbisch Hall nannten und sich damit freiwillig zu Schwaben erklärten. Der dicke König Friedrich, der einst dieses Gebiet besetzt hatte, mag sich vor Stolz oder aus Ärger darüber im Grab herumgedreht haben.

Als die Haller noch wußten, daß sie Haller waren, da hielt sich keiner für einen Schwaben, der es nicht wirklich war. Inzwischen glauben selbst Mundartsprecher nicht mehr daran, daß sie Hohenloher Franken sind, obwohl sie es eigentlich besser wissen müßten. Hall und zum Teil auch schon der Landkreis sind ein Paradebeispiel für die Wahrheit der Märchen geworden. Als man Rumpelstilzchens Namen wußte, war es um seine Macht getan. Und so ist es auch mit Hall am Kocher geschehen. «Ach wie gut, daß niemand weiß, daß ich Hall in Schwaben heiß», könnte man den Märchenvers abändern. Aber inzwischen weiß man überall den Namen. Und daher kann man von niemand mehr erwarten, daß er sich als Franke bekennt, wo doch der amtliche und von den Volksvertretern selbst gewählte Name jedermann als Schwaben ausweist.

Woher kommt es, daß so viele Hohenloher Franken ihre angestammte Mundart verleugnen oder doch wenigstens keine Franken sein wollen, auch wenn sie noch fränkisch sprechen? Wir haben schon bemerkt, daß der Name eine prägende Bedeutung hat. Solange die Franken im Nordteil unseres Landes sich als Staatswürttemberger verstanden, bestand keine große Gefahr für ihre sprachliche Identität. Sie waren Staatsbürger wie andere auch. Als aber im Lauf der Zeit das staatliche Denken immer mehr durch das rassisch-stammesmäßige ersetzt wurde und der schwäbische Nationalismus den Staatsnamen Württemberg durch die Stammesbezeichnung Schwaben verdrängte, da wurden notgedrungen

die württembergischen Franken zu Außenseitern. Und weil sich niemand auf Dauer in der Außenseiterrolle gefällt, wollten und wollen die württembergischen Franken auch zum auserwählten Volk der schwäbischen Dichter, Denker, Tüftler und Häuslesbauer gehören. Und deshalb waren sie glücklich, wenn sie etwa dem Schwäbischen Sängler- oder Turnerbund oder dem Schwäbischen Albverein beitreten konnten. Denn jetzt waren sie wenigstens dem Namen nach Schwaben.

Wir kennen nun einen wichtigen Grund, weshalb die Hohenloher keine Franken mehr sein wollen. Diese Haltung wird durch die Zeitung unterstützt. Früher verstanden sich die lokalen Presseorgane als Zeitungen von fränkischen Städten. Heutzutage aber wird der größte Teil dieser Zeitungen im Schwäbischen gemacht. Deshalb erscheint alles durch eine schwäbische Brille. Man findet zum Beispiel sehr selten das Wort «württembergisch». Meistens heißt es «schwäbisch», auch wo es sich um alemannische oder fränkische Gebiete handelt. Der Leser glaubt deshalb, ganz Württemberg und also auch er selbst seien schwäbisch. Dabei haben die Schwaben einmal selbst nach der Besetzung Nordostwürttembergs sehr genau zwischen sich und den Südostfranken unterschieden. Die fränkische Mundart schien ihnen gar nicht übel. In der Haller Oberamtsbeschreibung von 1847 lesen wir: «Im ganzen hört sich die Sprache nicht unangenehm, und sticht gegen Beutelsbach, Möhringen a. d. Fil dern und Pliezhausen . . . vorteilhaft ab».

Wie und wann ist die Hohenloher Mundart entstanden, die sich vom Schwäbischen deutlich unterscheidet, aber auch vom Ostfränkischen, zu dem sie gehört? Das Hohenloher Gebiet war von Alemannen bewohnt. Ortsnamen auf -ingen, wie etwa Bretzingen und Gelbingen, verraten das noch heute. Als 496 der Frankenkönig Chlodwig die Alemannen besiegte hatte, drängten rheinfränkische Gefolgsleute des Königs mit ihren Kriegern von Westen in das Gebiet um Kocher, Jagst und Tauber und machten erst an der Frankenhöhe hinter Crailsheim und Rothenburg halt. Sie haben sicher nicht alle Alemannen des eroberten Gebietes verdrängt, sie brauchten ja Bauern für ihren Landbesitz. Vielmehr beherrschten sie als Herrschaft die Unterschicht der geliebten alemannischen Bevölkerung. Daher gibt es im Hohenlohischen auch nur wenige Dörfer mit der Endung -heim, wie z. B. Westheim, Sontheim, Crailsheim, also wenige fränkische Neugründungen. Als Grenze einigte man sich auf die Linie, die von der Hornisgründe über Hohenasperg, den Haagberg bei Gschwend, den Altenberg bei Sulzbach/Kocher und den Hohenberg bei Ellwangen auf

den Hesselberg hinter Dinkelsbühl zulief. Diese Stammesgrenze war damals zugleich Südgrenze des Christentums und später Bistumsgrenze, und sie hat sich bis zum Ende des alten Reiches 1806 erhalten. Modifiziert durch spätmittelalterliche Territorien und verfestigt durch Konfessionsgegensätze, bestimmte sie noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Dialekte. Und auch nach nahezu 1500 Jahren ist sie deutlich spürbar.

In dem ehemals von Alemannen bewohnten Gebiet zwischen Neckar und Frankenhöhe, zwischen der genannten Südgrenze und dem Tauberbogen bei Bad Mergentheim entwickelte sich der südostfränkische Dialekt des Hohenlohischen. Er verkürzt, im Gegensatz zum Ostfränkischen, die hochsprachlichen Wortendungen auf -en zu einem dumpfen, nasalen a-Laut, also gehen zu *geha*, Namen zu *Nouma*, Stunden zu *Schdunda*. Das hat er mit dem Schwäbischen gemein, was darauf hindeutet, daß die Sprache der alemannischen Unterschicht einen gewissen Einfluß auf die fränkischen Eroberer hatte. Die bayrischen Ostfranken werfen daher auch den Hohenlohern vor, daß sie schwäbeln. Und tatsächlich macht diese Besonderheit den Hohenlohern den Übergang von ihrer Mundart zum Schwäbischen ziemlich leicht.

Der Unterschied zwischen Schwäbisch und Fränkisch war im hohen Mittelalter nicht sehr groß. Erst im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit entwickelten sie sich in verschiedener Richtung und erhielten ihr unverkennbares Gepräge. Ein Gedicht von Heinz Sausele soll die südostfränkische Mundart des Hohenlohischen vergegenwärtigen.

Ma Frankaland

*Von Warteberch a Zipfl is,
der säuwerst awer, sell is g'wieß.
Kotzdundernei! Wenns nit sou wär,
wär i verleichts do drunta her?
Die Städtlich, Schlösser, Kerche halt,
des Feld, die Bäch und der schea Wald!
Und was Merkwedis sunst noch geit:
Haalbrunna a for kranke Leit
und rechte z'Hall und z'Merchadol,
braucht mer diea g'scheit, hilft's üwerol.
Und ebbas noch, sell schätz i a,
sou heiflich Mou und Kind und Fra,
d'Borsch vichalant und – dundernei
d'Madlich grod wie der Frankawei.*

Das Gedicht stammt aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Wenn man die auffälligsten Erscheinungen zusammenfaßt, hat man wichtige Kennzei-



chen, die das Hohenlohische vom Schwäbischen und von der Hochsprache unterscheiden. Da sind zunächst g und vor allem b, die auch noch in den schon schwäbisch überformten Grenzorten als *ch* und *w* gesprochen werden. *leecha* heißt liegen, *gsocht* gesagt, *awer* ist aber und *iwur* über. Dazu kommen noch einige Vokalveränderungen. Das lange hohenlohische *a* kann ein hochsprachliches *ei*, *au* oder *eu/äu* wiedergeben. *Saal*, *Fraa*, *Fraad* und *Aachle* sind also die Wörter *Seil*, *Frau*, *Freude* und *Äuglein*. Hier kann selbst der süddeutsche Nachbar in Verständnisschwierigkeiten geraten, zumal das hochdeutsche *a*, das sich vom kurzen mittelhochdeutschen *a* ableitet, im Hohenlohischen zu einem langen *o* wird. *Tal* heißt *Dool* und sagen *soocha*. Dafür spricht man dann das hochdeutsche *o*, sofern es vom kurzen mittelhochdeutschen *o* kommt, als *ou*. Der Hof heißt *Houf*, der Kopf *Koubf*.

Welche sprachlichen Hindernisse durch die Veränderung der Vokale im Südostfränkischen entstehen, mag eine Wortreihe zeigen. Die als *haas*, *haus*, *hoos*, *hous* gesprochenen Wörter bedeuten für den Schwaben «Hase, hau es, Hose, Haus», für den Hohenloher dagegen «heiß, Haus, Hase, Hose». Einige sprachliche Besonderheiten des Hohenlohischen stehen der Hochsprache näher als das Schwäbische. Das schwäbisch als langes *ä* ausgesprochene *e* ist im Südostfränkischen ein *e*. «Lääsa» (schwäbisch) heißt z. B. fränkisch *leesa*; und die Endsilbe *-ig* wird hohenlohisch wie bühnendeutsch als *-ich* gesprochen,

also z. B. *wenich*, *heftich* usw. Erst die schwäbischen Grundschullehrer treiben den Hohenloher Kindern ihre richtige Lautung aus und ersetzen sie durch das falsche Honoratiorenschwäbisch.

Die fränkische Mundart Nordostwürttembergs hat sich fast 1500 Jahre erhalten. Wir haben schon Gründe gehört, weshalb sie neuerdings in Bedrängnis gerät. Politische und wirtschaftliche Ursachen tragen aber die Hauptschuld. Die Hohenloher gehören zum ostfränkischen Sprachraum zwischen Plauen und Heilbronn, zwischen Dinkelsbühl und den Weserquellen; aber sie haben keine politische, wirtschaftliche oder kulturelle Zentrale wie die bayerischen Franken etwa in Würzburg oder Nürnberg. So fand und findet das Hohenlohische keinen Vorort, zumal es in der Vergangenheit politisch und religiös zersplittert war und am Rande der wirtschaftlichen Entwicklung blieb. Weil Hohenlohe als Folge kluger Erbgesetze in der Landwirtschaft keine Realteilung kannte, hatte hier mit großen Bauernhöfen auch ein bäuerliches Selbstbewußtsein und eine hohe bäuerliche Kultur entstehen können. Das Hohenloher Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackershofen vermittelt uns noch heute einen Eindruck von dieser Kultur. Aber der Wohlstand der Landwirtschaft nötigte das Land nicht zur Industrialisierung wie etwa im Schwäbischen, wo die kleinen Bauern nicht vom Ertrag ihres Hofes leben konnten und daher auf zusätzliche Einkünfte angewiesen waren. So konnte schon im 19. und endgültig im 20.

Jahrhundert aus einem reichen und gesunden in ein armes und unterentwickeltes Gebiet werden, zumal der württembergische Staat seine neugewonnenen Landstriche im Norden noch lange wirtschaftlich als Besatzungsgebiet behandelte. Die politische Trennung vom fränkischen Bayern raubte auch noch das größere Hinterland und überließ die Hohenloher den schwäbischen Pfarrern, Lehrern und sonstigen Honoratioren samt den schwäbischen Rundfunksendungen und verurteilte sie zum schwäbisch-hällischen Landschwein und zum Hohenloher Fleckvieh.

Besonders verheerend hat die Schulsprache beziehungsweise das Honoratiorenschwäbisch gewirkt. Denn das Schuldeutsch in Württemberg ist ein hochsprachlich geglättetes Schwäbisch, das von Lehrern, Pfarrern und Beamten gleichermaßen in naiver Selbstverständlichkeit als Hochdeutsch verstanden und ausgegeben wird. Da dieses Schwäbisch den Hohenloher Kindern als Hochsprache angeboten wird, ersetzt es zunehmend den heimischen Dialekt. So drang und dringt es auch in die nördlichen Regionen von Württembergisch Franken vor. Der Volkskundler Riehl hat bereits 1865 in seiner Studie «Ein Gang durchs Taubertal» diesen Vorgang bemerkt und beschrieben: «Zu Weikersheim und Mergentheim spricht man gut fränkisch in der Bauernstube der Wirtshäuser und gut schwäbisch im Herrenstübli, wo die Beamten sitzen.» Diese Beobachtung gilt für ganz Hohenlohe. Die ostfränkischen Mundartsprecher jenseits der bayerischen Grenze haben es da ungleich besser als die Hohenloher. Bayerisch Franken wird zwar von München regiert, aber es wird nicht sprachlich überfremdet, weil es noch seine eigenen Kulturmittelpunkte hat und Fränkisch auch die Sprache der Honoratioren ist. Die Mundart kann deshalb jenseits der bayerischen Grenze noch die ganze Lebenswirklichkeit erfassen. Württembergisch Franken hat dagegen mit seiner politischen Selbständigkeit auch seine sprachliche Identität verloren. Deshalb sprechen die Hohenloher, wenn sie etwas geworden sind oder sein wollen, nicht mehr ihre Sprache, sondern das Honoratiorenschwäbisch der ehemaligen Besatzungsmacht.

So ist das Hohenlohische weithin eine dörfliche Sprache geworden. Viele Elemente der modernen Zivilisation fehlen im Wortschatz. Man benötigte sie nicht, weil die neue württembergische Oberschicht die Einschmelzung dieser Elemente in die Mundart auch für die Hohenloher auf schwäbisch erledigte. Das alles macht verständlich, weshalb das Hohenlohische vom Schwäbischen verdrängt wurde und noch wird. Nicht nur die zugezogenen Schwaben

sorgen dafür, sondern auch das Anpassungsbedürfnis eines im 19. Jahrhundert verarmten Landes. Das wirtschaftliche, politische und kulturelle Minderwertigkeitsgefühl führte und führt gerade bei den Aufstiegswilligen zum Sprachwechsel. Denn in einem Gebiet, dem die Württemberger alle höheren Bildungsanstalten genommen hatten, begegneten die Einwohner der Staatsmacht, der Kirche und der Kultur immer in der schwäbischen «Staatsprache» der Honoratioren, und zwar vom Lehrer über den Pfarrer und die höhere Beamtschaft bis zum ehemaligen Oberamtmann und heutigen Landrat. Dazu kommen die schwäbischen Rundfunksendungen und die neuen Zentralschulen. So tritt dem Hohenloher alles scheinbar Bessere in der Gestalt des Honoratiorenschwäbisch entgegen. Und deshalb übernimmt er es als Ersatz für die Hochsprache. Die Hohenloher Kinder haben in den neuen Schulzentren fast keine andere Chance, wenn sie nicht als Exoten eines Entwicklungslandes bestaunt oder verlacht werden wollen.

All dies führt dazu, daß die an sich natürliche Entwicklung jeder lebendigen Sprache das Hohenlohische in seiner Existenz bedroht. Der Wandel wirkt sich auf doppelte Weise aus. Einmal treten neue Laute an Stelle der alten, die man als zu grob empfindet. So verschwinden besonders im Westen die langen Vokale. *Geeld* wird zu *Gäld*, *Sooch* zu *Sach*, *Louch* zu *Loch* und *Schdaaner* zu *Schdoiner*. Zum anderen werden ganze Wörter verdrängt. Daß *Kefich* zerkleinertes Stroh und *Ern* den Hausflur bezeichnet, wissen nur noch Dorfbewohner und Freunde von Kreuzworträtseln. Bald werden auch die Bauern vergessen, was eine *Seches* ist und was es bedeutet, wenn *Oubscht ins Laawich reiert*. Wenn nicht ein neues fränkisches Selbstbewußtsein entsteht, wird die Hohenloher Mundart in wenigen Jahrzehnten nur noch ein Dasein in wissenschaftlichen Tonbandarchiven fristen, sofern sie nicht jenseits der bayerischen Grenze lebendig bleibt. Aber woher soll dieses Selbstbewußtsein kommen? *Am a leera Oufa kousch de net wärma*, heißt es im Sprichwort, und *wenns Kiind versoffa isch, deckt mer da Brunna zua*.

Soll man auf die neue hohenlohische Mundartdichtung hoffen, die weit über die Region hinaus Beachtung und Anerkennung gefunden hat? Kann sie den Hohenlohern jenes Selbstvertrauen geben, dessen sie bedürfen, um der sprachlichen Übermacht standzuhalten? Auch Dichtung ist nicht allmächtig. Wer den Versen der Hohenloher Autoren begegnet ist, der weiß, welche Welt auf dem Spiele steht, und er begreift die Trauer, die aus so vielen ihrer Gedichte spricht. Es ist die Trauer des Abschieds.

Friedrich Christoph Oetinger Der württembergische Prälat und Theosoph

Gerhard Schäfer

Eine große, einfache Grundmelodie, die vom ersten bis zum letzten Takt sich durchhält, bei der das Ende als neuer Anfang klingt, eine Grundmelodie, die alles trägt, die aus sich heraus in mannigfachen Spielarten eine reiche Vielfalt von einzelnen kleinen Melodien entläßt, die aufblühen und wieder zurückfinden in den großen Strom – so können wir das Denken von Friedrich Christoph Oetinger verstehen, dessen Wirken als württembergischer Prälat und dessen Werk als das eines zum Himmelreich Gelehrten, als eines Theosophen wir uns hier gegenwärtigen wollen.

Unter den pietistischen Schwabenvätern des 18. Jahrhunderts ist Oetinger eine eigene Gestalt. Lebendig in unseren Gemeinden und Gemeinschaften ist er geblieben in seinen Predigten, die gelesen und immer wieder aufgelegt werden; seine Rede findet auch in unserer Zeit ihren Weg zu Herz und Verstand. Das Ganze seiner Schau, sein System jedoch galt vor 100 Jahren manchen als nicht mehr verständlich und nachvollziehbar. Im stillen hat er aber auch im 19. Jahrhundert weitergewirkt; Eduard Mörike zählt seine Werke zum Grundbestand der württembergischen Pfarrbibliotheken, als anregender spekulativer Denker hat er seine Verehrer an sehr verschiedenen Orten gehabt. Heute ist er wieder im Mund von vielen; in Kreisen, die dem Leben der Landeskirche nicht unmittelbar verbunden sind, bei Philosophen und Wissenschaftlern in Europa und Amerika gewinnt er immer größere Bedeutung. Auch wir wollen jetzt auf Oetinger hören als einen Mann seiner Kirche, als einen Autor von Predigten und erbaulichen Schriften, aber auch als einen Seher, einen umfassend Gebildeten und umfassend Denkenden, damit wir sein Anliegen erkennen und von ihm uns selber zu eigenem Sehen und Denken anregen lassen können. Gott als das unzerstörliche Leben, aus dem zerstörliches menschliches Leben hervorquillt und in den es wieder zurückströmen wird, das ist die Grundmelodie, die Oetingers Schaffen durchzieht.

Dieser Vortrag wurde gehalten bei der Oetinger-Feierstunde am 10. Februar 1982 in Murrhardt. – Die Predigtzitate sind dem Murrhardter Predigtbuch entnommen (S. 66f. 69. 173); zu den übrigen Oetinger-Zitaten siehe die von Guntram Spindler im Pfarramtskalender 1982 dargebotenen Oetinger-Worte. Das Lied Oetingers steht im württembergischen Anhang des EKG als Nr. 418.

Der Pfarrer und Prälat

17 Jahre lang, von 1765 bis zu seinem Tod im Jahr 1782, war Oetinger Abt und Prälat in Murrhardt. Das ist ja eine der Eigenarten der Württembergischen Landeskirche: Obwohl nach der Annahme der Reformation die Mönchs- und Nonnenklöster aufgehoben wurden, hatte man weiterhin Äbte. Die früheren Klöster wurden in Klosterschulen umgewandelt; auch wo die Klosterschule später wieder einging, blieb doch die Stelle des Vorstehers, des Abtes erhalten, der den Ehrentitel eines Prälaten führte. Damit gab es in Württemberg 13 solcher Abtsstellen, auf die verdiente, angesehene Pfarrer zu Prälaten befördert werden konnten. Der Herzog ernannte Oetinger nach Murrhardt, weil er sich von diesem Mann eine Förderung seiner Bergwerkspläne im Schwäbischen Wald erhoffte. Oetinger war also nicht ein Pfarrer wie andere; er hatte schon einen über die Grenzen seiner Heimat hinausgehenden Ruf als einer, der sich nicht nur mit theologischen Fragen befaßte, sondern – als Bestandteile einer wahren Theologie – auch Mathematik, Physik, Chemie und die übrigen Naturwissenschaften forschend durchdrang. Diesen weitgespannten Interessengebieten hatte Oetinger sich gewidmet, als er vor seiner Berufung nach Murrhardt Dekan in Herrenberg und in Weinsberg, als er Pfarrer in Waldsdorf, in Schnaitheim und in Hirsau gewesen war; in seinem Pfarrhaus hatte es ein Laboratorium gegeben, eine Werkstatt für Experimente an Pflanzen und an Mineralien. Oetinger wollte bei seinen naturwissenschaftlichen Versuchen in die Geheimnisse der Natur Einblick gewinnen; er wollte in der belebten und in der – wie wir sagen – unbelebten Natur die Kräfte und Strukturen sichtbar vor Augen demonstrieren, die er dort sah; er wollte erkennen, «was die Welt im Innersten zusammenhält»: Gott, den Schöpfer und Erhalter. Und wie in der Natur, so schaute er im Menschen, in dessen Seele und Körper ebensolche, allen Wechsel überdauernde Kräfte Gottes; er predigte den Seelen der Abgeschiedenen, für ihn waren sie nicht tot, sondern an ihrem Ort auf dem Weg zurück zu ihrem Ursprung. Bevor Oetinger nach Abschluß seiner theologischen Ausbildung in Tübingen mit 36 Jahren in den württembergischen Kirchendienst eingetreten war, hatte er sich auf zwei langen Reisen in Deutschland und Europa umgesehen, er hatte mit ernstesten Christen und mit anderen Geistern Verbindung aufgenommen, er

hatte Medizin studiert. Der Murrhardter Prälat war also wahrhaftig ein Mann, dem an Weite des Gesichtskreises nur wenige an die Seite treten konnten, er war ein Universalgelehrter, ein Polyhistor, der die wissenschaftliche Literatur seiner Zeit überblickte, viel belesen, auf vielen Gebieten beschlagen, ein tiefsinniger Forscher, ein Sinnierer, der auch Hintergründiges aufnahm und verarbeitete. Die Naturlehre war ihm zur Theologie höchst nötig. Die Natur, so sagte er seiner Gemeinde, schenkt uns eine erste Offenbarung Gottes. Die Weisen aus dem Morgenland erkannten am Stand der Gestirne, daß ein neuer König geboren war; Oetinger schließt es ausdrücklich aus, daß dieses Wissen durch irgendeine Bekanntschaft mit der Prophetie des Alten Testaments vermittelt wurde, es ist tatsächlich ablesbar an den Sternen, dort ist es für jeden geschrieben, der um diese Schrift sich bemüht. Das Andere allerdings, daß dieser neue König der Retter und Heiland der Welt, daß dieser Christus auch «mein Herr» ist, das mußten die Weisen sich dann sagen lassen, als sie an der Krippe in Bethlehem knieten. Die Originalität des Denkens von Oetinger zeigt sich auch in seiner Palmsonntagspredigt über den Einzug Jesu in Jerusalem, wo er davon spricht, daß nicht nur Lutheraner, Reformierte und Katholiken, sondern auch Wiedertäufer und Inspirierte zur Gemeinde der Tochter Zion gehören; und selbst Juden und Heiden bleiben nicht grundsätzlich ausgeschlossen vom Heil: «Siehe, dein König kommt zu dir.» Das war ein großes Wort in einer Zeit, in der die Zugehörigkeit zu der einen, vom Fürsten bestimmten Konfession nicht nur die Voraussetzung war für eine bürgerliche Existenz, sondern auch das Dasein als Christenmensch bestimmte. Den Seelsorger und Praktiker, der Oetinger auch war, hören wir dann in einer Predigt über den zwölfjährigen Jesus im Tempel: «Es ist nichts Schöneres, als wenn Eltern ihren Kindern die Geschichten aus heiliger Schrift suchen beizubringen und erzählen . . . Wenn in der Stadt Murrhardt die meisten Familien ihre Kinder, wie Abraham seine Kinder, selbst unterwiesen und es nicht an die Schulmeister allein bringen, so würden sie in ihrem Gebet alles von Gott erlangen können.» Diese Predigten hat Oetinger neben vielen anderen als Prälat von Murrhardt gehalten; sie füllen einen ganzen Band. Theologische Qualität und Eigenart, Tiefe und Weite, gleichzeitig aber auch Nähe zum Tag zeichnen die Predigten Oetingers aus. Daran liegt es, daß sie lebendig geblieben sind.

Wir müssen es uns versagen, noch länger bei der Tätigkeit Oetingers in dieser Stadt zu verweilen. Wir müssen uns daran erinnern, daß Oetinger als Abt

und Prälat wie seine katholischen Vorgänger vor der Reformation Sitz und Stimme im Württembergischen Landtag in Stuttgart, daß er also auch die Aufgabe hatte, die Geschicke des ganzen Landes zu bedenken und verantwortlich mitzugestalten. Das war nicht ganz leicht in einer Zeit, in der Herzog Karl Eugen oftmals über die beschworene Verfassung sich hinwegsetzte, in der vom Hof Schulden gemacht wurden, die letzten Endes die Einwohner und mit ihnen die Bürger in Murrhardt bezahlen sollten. Oetinger hatte bei diesen Auseinandersetzungen mit dem Herzog und bei den Intrigen und Eifersüchteleien unter den Abgeordneten der Städte, Ämter und Klöster im Landtag selber nicht immer eine glückliche Hand, das politische Tagesgeschäft wurde ihm verleidet. In seinen Schriften aber widmet der Theologe und Naturforscher Oetinger sich auch grundsätzlichen politischen Fragen; er denkt darüber nach, wie Willkür und Eigensucht zu überwinden wären, wie es jetzt schon im Hinblick auf die kommende «Guldene Zeit» notwendig wäre, sich nach den Ordnungen und Gesetzen Gottes zu richten, gerade auch im Alltag einer Stadt, bei den Sitzungen eines Landtags, bei der Verwaltung eines Landes: «Die Fragen, die Gott an Hiob getan, gehen alle Universitäten an.» Die «Guldene Zeit» wird nämlich nicht erst in einer ganz anderen, fernen Zukunft als ein völlig Neues hereinbrechen, sie will sich schon jetzt anbahnen. Dies – nicht als politisches Tagesprogramm, aber als Grundkonzeption im Werk Oetingers – wollen wir nicht übersehen und vergessen; er kannte den Alltag mit seinen menschlichen und allzumenschlichen Vorfällen, er war nicht nur der Geisterseher und der Grübler, der «Magus des Südens», wie er neben Hamann, dem Königsberger «Magus des Nordens», genannt wurde.

Der Theosoph und sein spekulatives System

Das Bild, das wir in ein paar andeutenden Strichen vom Prälaten gezeichnet haben, wollen wir jetzt farbiger und plastischer werden lassen, indem wir uns dem Werk des Theosophen zuwenden.

Am 6. Mai 1702 war er in Göppingen geboren worden als Sohn des dortigen Stadtschreibers. Wir dürfen uns das Amt des Vaters nicht falsch vorstellen: er war nicht irgend ein untergeordneter Verwaltungsbeamter, wir mögen seine Stellung mit der eines Oberbürgermeisters oder eines Landrats vergleichen; auch die Mutter stammt aus diesen Kreisen. Wir können es uns deutlich vorstellen, um was die Gespräche am Familientisch in diesem Haus kreisten: um das Leben in der Stadt, das der Vater in den

vorgezeichneten Bahnen zu halten und zu ermöglichen hatte; der Alltag mit seinen Sorgen und Begebenheiten dürfte zur Sprache gekommen sein. Oetinger hat etwas von menschlichen Spannungen gehört, in denen das Leben abläuft, er hat etwas mitbekommen davon, daß in der Gemeinschaft einer Stadt sehr verschiedene Kräfte am Werk sind, die zunächst gar nicht immer auf einen Nenner zu bringen sind, aber er hat wohl auch das gemerkt: wie ein rechtes Wort am rechten Platz ein vorher groß und schwierig scheinendes Problem lösen, wie ein solches Wort befreiend wirken kann. In seinem Werk meinen wir einen Nachklang aus solchen Erfahrungen beim späteren Oetinger zu erkennen.

Er geht aus von einem Spannungsverhältnis von Kräften, die im Äußeren sich widerstreben, er sucht in und hinter diesen Widersprüchen immer das Ganze, in dem Dissonanzen sich aufheben; und er schätzt den gesunden Menschenverstand, das praktische Zugreifen und den natürlichen Witz sehr hoch ein. Die Frömmigkeit in Oetingers Elternhaus läßt pietistische Züge deutlich erkennen. Es ist jedoch von einiger Bedeutung, daß er eben nicht aus einem Pfarrhaus stammt, daß im heimatlichen Umkreis nicht theologisch-dogmatisch-kirchliche Probleme an erster Stelle standen. Aus theologischen Büchern allein konnte er keinen Trost schöpfen. Seine Theologie wird er aus der Idee des Lebens ableiten, und das ist möglich, weil Gott selber lebendiges Leben und lebendige Kraft, weil er unzerstörliches Leben ist. Oetinger schwankt zuerst, ob er Theologie oder Rechtswissenschaft studieren, als Jurist im diplomatischen Dienst die Tradition der Familie weiterführen will. Er entscheidet sich schließlich für den Beruf des Pfarrers, wird aber Natur und Politik nie aus dem Blick verlieren. Theologie, so wie sie Oetinger treibt, heißt also ein Doppeltes, Aufschau zu Gott und Ausschau in die Welt: «Denn die Werke Gottes, wenn man sie betrachtet, helfen zum Verstand der Heiligen Schrift und die Heilige Schrift zum Verstand der Werke Gottes.» Jetzt verstehen wir, warum er die Naturwissenschaften, Physik und Chemie in sein Gesamtsystem so nachdrücklich einbezog. In der Physik erfuhr er etwas von den spannungsgeladenen Kräften der Anziehung und der Abstoßung; in der Chemie glaubte er vor Augen führen, demonstrieren zu können, wie bei der Umwandlung der Stoffe etwas vergeht, wie aber in diesem Prozeß eine Grundstruktur sich erhält, eine feinere Art von Materie. Die menschliche Seele konnte er nicht als ein Einfaches verstehen; viele Seiten, viele Fähigkeiten glaubte er festzustellen, viele Einflüsse – Gefühl und Empfindung – sah er hier zusammenfließen und

sich gegenseitig befruchten. Dieser Vielfalt widmete er sich. Ziel aber war, in dieser Vielfalt das Ganze zu erkennen, Gott zu finden, der aus seiner alles umfassenden, alles in sich bewegenden Einheit die Schöpfung in ihrer Buntheit hervorgehen läßt, der seine Kräfte in diese Schöpfung hinein ausströmen läßt und zu dem und in den diese Schöpfung einst wieder zurückkehren wird.

Oetinger schaut eine große kreisförmige Bewegung; aus der Ureinheit, aus dem Abgrund des Seins entfaltet sich diese Welt, und sie wird über alle Vereinzelnung hinaus wieder zur vollen Einheit zurückfinden. Oetinger treibt also Naturwissenschaft, Psychologie und Medizin nicht um ihrer selbst willen, er geht nicht auf in diesen Einzelwissenschaften und Disziplinen; die Erkenntnisse, die er hier sucht, sollen ihm Hinweis sein, ihm den Weg zeigen, den Gott bestimmt hat vom Uranfang bis zur Fülle der Zeit. So ist Oetinger im tiefsten Grund und in tiefster Seele immer ein Suchender und ein Wissender mit dem Blick auf das Reich Gottes; er ist Theologe und Theosoph gerade dann, wenn er in seinem Laboratorium arbeitet. Weil Gott diese Welt gewollt und geschaffen hat und weil er sie vollenden wird, führt diese Welt nicht ein von Gott losgelöstes Dasein, sie ist ein Garten, in dem Gottes Geschöpfe leben, sie ist ein Raum, in den hinein Kräfte Gottes niedersteigen, aus dem sie wieder nach oben streben. Auch die Leiblichkeit dieser Welt ist nicht etwas, was sie von Gott unterscheidet und trennt. Das Geistliche ist ihm nicht ohne körperliche Gestalt. Oetinger wendet sich gegen allen Idealismus, der im Körper etwas Zweitrangiges sieht, das vergeht; das Ende der Werke Gottes vielmehr ist Leiblichkeit, Leiblichkeit gleichsam als feinere Struktur des Körperlichen; Gott ist nicht eine körperlose Idee. Deshalb dürfen und müssen die Verheißungen des Neuen Testaments ganz wörtlich genommen werden: Wohnungen sind bereitet, das neue Jerusalem wird eine «höchst sinnliche» Stadt sein, in der man leibhaftig wohnt, das Wasser des Lebens ist nicht Sinnbild oder Allegorie, es ist erfrischendes, belebendes, wahrhaftiges Wasser, das aus Gott, dem Brunnenquell alles Lebens, strömt.

Von diesem Kosmos handelt das Buch der Natur. Weil aber dieser Kosmos von Gott durchwirkt ist, ist in ihm eine erste, allgemeine Offenbarung von Gott angelegt; dem Menschen als einer Kreatur Gottes ist ein natürliches Sensorium gegeben, das unmittelbar auf Gott bezogen ist und das deshalb etwas Wesentliches erkennen kann. Trotz dieses Eigenwerts menschlicher Weisheit scheint Oetinger jedoch die ganze Philosophie wenig nutz, wenn sie nicht dem Geist Gottes die Hand bietet. Zum *sensus communis*

kommt nämlich durch das Buch der Schrift ein höheres, vom Menschen aus eigener Kraft nicht zu erreichendes Wissen; es kommt dazu die Offenbarung, daß es Gott selber ist, der in der Kraft seiner Liebe diesen Kosmos von Mensch und Natur ins Leben gerufen hat und erhält.

Es gibt eine Herunterlassung Gottes; er läßt sein ewiges Schöpfungs-, Erlösungs- und Vollendungswort, das dem Menschen das Ziel, das Ende der Werke Gottes, die Rückkehr des zerstörlchen menschlichen Lebens in ihn als das unzerstörliche Leben zusagt. In Christus ist das ewige Wort des Vaters Mensch geworden, in ihm wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig, in ihm liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis; er steht in der Mitte des Gartens, aus seinem Leib fließen Ströme lebendigen Wassers, er öffnet das Tor zur Rückkehr zum Vater. Einen Gegensatz zwischen der natürlichen Erkenntnis des *sensus communis* und der Wahrheit der Offenbarung kann es für Oetinger letzten Endes nicht geben, beides kommt aus Gott und beides führt zu Gott; der Mensch aber ist gerufen, über die Erforschung der einzelnen Vorgänge in der Natur aufzusteigen zur Schau auf das Ganze, zu hören, was Gott ihm kundtut.

Das versucht der Theosoph Oetinger uns vor die Augen zu malen und ins Herz zu schreiben: die Welt, getragen und durchflutet vom Kraftstrom Gottes, das Reich Gottes als die kommende leibhaftige Wirklichkeit. Wir, das sind aber nicht nur wir Menschen, das ist in brüderlicher Verbundenheit der gesamte Kosmos, das sind Sterne und Steine, Blumen und Tiere; dazu gehört die Natur und die Seele, dazu gehören alle Zeiten der Vergangenheit bis hin zu den letzten. Das ängstliche Harren der Kreatur wird zur Ruhe kommen. Das versteht der Theosoph Oetinger als letztes Wort seiner Heiligen Philosophie, seiner *philosophia sacra*, in die Naturwissenschaft und Theologie aufgenommen sind. Ein Bild zeigt Oetinger, in der Rechten die Bibel, seine Linke deutet auf einen Globus, das Zeichen dieser Welt.

Ein Weiser spricht in Oetinger zu uns, der vom Geheimnis Gottes weiß, der aber auch mit beiden Füßen und sehr genau im Alltag steht; ein großer Spannungsbogen durchzieht das Werk Oetingers und hält es zusammen. Diese Weite wollen wir jetzt noch einmal in anderer Weise betrachten.

Oetinger lebt ganz in seinem 18. Jahrhundert. Bei seiner Ablehnung eines blassen, körperlosen Idealismus setzt er sich kritisch auseinander mit der Philosophie von Leibniz und von dessen Schülern; er nimmt teil an der zeitgenössischen Diskussion über die Struktur der menschlichen Seele. Er befaßt sich

mit dem System des Grafen von Zinzendorf, des Begründers der Brüdergemeine, er schreibt gegen Vertreter einer rationalistischen, alles Wunderbare in Frage stellenden Theologie. Er horcht auf und zeigt lebhaftestes Interesse, wenn er irgendwo von einer neuen physikalischen Entdeckung hört; er nimmt Anregungen auf über den Ursprung von Mineralquellen und denkt über mögliche unterirdische Verbindungen der Brunnen in Teinach und in Wildbad nach, die das Hervortreten dieser mineralhaltigen Wasser an verschiedenen Orten, aber aus einem Quellgebiet erklären würden. Und er rechnet an einer neuen Theorie der Musik, die den Bauplan der Schöpfung spiegeln würde. Oetinger nimmt teil am Wissenschaftsbetrieb seines 18. Jahrhunderts und steht im Austausch mit anderen Gelehrten. Er treibt Wissenschaft so, wie es in seiner Zeit üblich war, und ärgert sich auch einmal über eine Rezension seiner Schriften, die seinem Anliegen nicht gerecht wird. Er weiß sich zu wehren, wenn ein hochpreisliches herzogliches Konsistorium in Stuttgart eine Veröffentlichung von ihm kraft des Zensurrechts verbieten will. Bei allem Interesse für die einzelnen Wissenschaftsdisziplinen verliert Oetinger aber nie aus dem Auge, daß diese Teilwissenschaften zwar wichtige und notwendige einzelne Aspekte liefern, daß es letzten Endes jedoch um eine Gesamtschau und um ein Gesamtbild, daß es um das Ganze geht. Bei aller natürlichen und selbstverständlichen Bezo-genheit auf die eigene Zeit weiß er um das Fortschreiten der Erkenntnis in Stufen und in langen Zeiträumen. Deshalb spricht Oetinger auch noch heute zu uns, obwohl einzelne Ergebnisse seiner Forschungen überholt sind. Zeitgebundenheit der Methode und Formulierung, grundsätzliche Richtung der Fragen und Antworten stehen nebeneinander. Ein anderes Spannungsverhältnis bemerken wir, wenn wir seine tiefsinnigen und hintergründigen Gedanken über Ursprung und Ziel dieser Schöpfung und seiner Ethik betrachten. Er sucht nicht nur seine Schau von den Ausflüssen Gottes in Worte zu fassen, sondern legt auch in sehr praktischer und nüchterner Art zum Beispiel die Zehn Gebote aus. Da geht es nicht nur um Reinheit des Herzens; geboten ist auch, sich reinlich zu kleiden und zu halten, die Hände vor dem Mittagessen mit Wasser und Seife zu waschen. Es geht nicht nur darum, daß wir unseren Nächsten nicht verleumden; Gott will, daß wir uns der Gesellschaft anderer Menschen erfreuen und ein geselliges Leben pflegen, daß wir nicht leutscheu sind. In diesem starken Praxisbezug geht das Gebot Gottes zusammen mit dem, was uns sehr weltliche Wissenschaften wie Psychologie und Medizin empfehlen; der gesunde

Menschenverstand hat auch hier seine Berechtigung. So kann Oetinger selbst in der Lebensweisheit des Philosophen von Sans Souci, Friedrich II. von Preußen, vieles finden, was ein Frommer sich wohl zu Herzen nehmen und als Richtschnur sich merken kann, obwohl diese Philosophie durchaus nicht primär an der Bibel orientiert ist; der *sensus communis*, das allgemeine Wahrheitsgefühl, ist auch hier am Werk. Und der gemeine Mann hat sein volles Recht, gegen juristisch raffiniert dargebotene, im Grund aber willkürliche und nicht sachentsprechende Anordnungen und Maßnahmen der Regierung sich aufzulehnen, wenn er aus diesem gesunden Menschenverstand heraus handelt. Dem Denken Oetingers haftet fast so etwas wie ein demokratisches Element an; nicht nur der Herzog darf sich einbilden, etwas von der Kunst der Politik zu verstehen, jedermann kann in dieser Kunst mitreden, jedermann muß das Recht haben, in dieser Kunst mitzureden. Oetinger praktiziert das selber bei seiner Tätigkeit im Landtag, bei seinem Umgang mit dem Konsistorium in Stuttgart und mit Beamten, die ihm in Murrhardt begegnen.

Ein Weiser spricht in Oetinger zu uns: vielleicht ist es die höchste Ausprägung der Weisheit, daß sie sich in dem gehörigen Umfang und mit dem notwendigen Tiefsinn den Geheimnissen Gottes und der Welt zuwendet, daß sie aber in demselben Umfang und mit demselben Scharfsinn auch die Bewältigung des Alltags umschließt.

Oetinger als Theosoph, das meint also auf der einen Seite durchaus den Grübler und Seher, das meint aber wahrhaftig auch den Menschen, der mit beiden Füßen in seiner Umwelt steht und sich durchsetzt. Wir wollen daran denken, daß theosophische Systeme, wenn sie echt sind, durchaus nicht nur Überirdisches oder fast Mystisches umfassen, daß vielmehr von solchen theosophischen Systemen Impulse für die Gestaltung von Gegenwart und Zukunft ausgehen. Es liegt nahe, hier an Gustav Werner zu denken, der als Anhänger eines ähnlichen theosophischen Systems in seinen christlichen Fabriken in Reutlingen, im Schwarzwald und auf der Alb dazu beitragen wollte, daß auch halbe Kräfte dort ein Unterkommen und ein Einkommen finden; das von ihm erhoffte Zeitalter der Liebe wollte er am Übergang zur Industriegesellschaft beispielhaft verwirklichen. Er hat damit die Zeichen der Welt wohl besser erkannt als manche Vertreter einer Richtung in der württembergischen Kirche, die sehr viel über geistliche Dinge und Ordnungen zu sagen wußten, die aber über dem Geistlichen dem Weltlichen nicht gerecht wurden.

Oetinger, der Theosoph, das meint den großen

Spannungsbogen: die Welt denken und bewältigen, aber Gott, die Mitte, nicht vergessen.

Mit seinem theosophischen Denken steht Oetinger in der Tradition des spekulativen Schwäbischen Pietismus des 18. Jahrhunderts. Wir können hier als einen anderen Vertreter dieser Richtung Johann Albrecht Bengel nennen. Aus der subtilen Kleinarbeit am Text des Neuen Testaments, aus dem Bemühen, jedes Wort dieser Urkunde der Zuneigung Gottes zum Menschen in seiner eigenen Bedeutung und in seinem Umkreis neben den benachbarten Worten zu erfassen, aus dieser Kleinarbeit wuchs Bengel die große Schau vom Kommen des Reiches Gottes in naher Zukunft. Die Prophezeiung Bengels ist nun aber nicht eingetroffen, im Jahr 1836 ist der neue Äon Gottes nicht hereingebrochen; trotzdem jedoch gilt Bengel auch heute noch mit Recht als einer der großen Schwabenväter. Wir mögen daran sehen: ein spekulatives System ist kein Rezept, das wörtlich und buchstäblich umzusetzen wäre in einen für allemal gültigen und ohne weiteres zu realisierenden Organisations- und Marschplan für die Zukunft. Ein solches spekulatives System will und kann vielmehr Richtungen aufleuchten lassen. Es will zeigen, daß der irdischen Zeit ein Ziel gesetzt ist; der Blick in die Zukunft ist ein Blick auf den Herrn, der kommt und die Zeit vollendet, dessen Zu-uns-Kommen uns ein sinnvolles Tun ermöglicht und als Aufgabe stellt. Ein spekulatives System schließt seine Wahrheit in sich, es bewährt sich, indem es in uns gestaltende Kräfte weckt. Wir dürfen also nicht einfach danach fragen, ob und wann die Aussage eines solchen Systems Realität geworden sein wird, und, falls sie nicht wörtlich zutrifft, darüber hinweggehen. Wir müssen die Aussagen eines spekulativen Systems erkennen als auf eine Wirklichkeit bezogen, die deshalb Wirklichkeit ist, weil sie uns zur Wirksamkeit befähigt. Das Ende der Zeit können wir offenkundig durch unsere Spekulationen nicht genau bestimmen und eingrenzen, das hat offenkundig ein anderer sich vorbehalten. Gott und der von ihm bewirkten Vollendung wäre der Charakter des Anderen abgesprochen, wenn sie in Berechnungen eingefangen werden könnte. Wir aber sollen an unserem Teil und in unserem Tag an unsere Arbeit gehen und darauf hoffen, daß der, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, daß der auch Wege findet, auf denen wir gehen werden. Bei einem spekulativen System ist also einerseits die große und weite Schau zu sehen, aber auch die Beschränkung unserer eigenen Aussagemöglichkeit zu bedenken; es muß dazu das Vertrauen sich gesellen auf den, der letztlich im Regimente sitzt. So etwa mögen wir am Ende unseres 20. Jahrhunderts über die mit so viel

Nachdruck und Optimismus vorgetragenen Systementwürfe des 18. und 19. Jahrhunderts denken. Im zeitlichen Abstand erkennen wir den zeitgeschichtlichen Hintergrund dieser Systeme. Gegenüber den Aussagen der hochgemuten Entwürfe des Aufklärungsjahrhunderts und der folgenden – dem Fortschritt verpflichteten – Epoche mögen wir uns daran erinnern, daß einstens – etwa bei Augustin – ähnliche, in die Zukunft weisende und die Zukunft ordnende Gedanken in die Form des Gebets gekleidet wurden; das würde bedeuten, daß wir kaum mehr, belegt durch eine genaue Rechnung, sagen könnten, im Jahr 1836 breche ein neuer Äon herein, sondern daß uns vielmehr die Bitte bleiben würde: Dein Reich komme.

Solche Erwägungen dürfen wir auch im Hinblick auf die Theosophie und auf die Spekulation Oetingers anstellen. Wichtig sind nicht die einzelnen Experimente, aus denen heraus Oetinger sein System zu demonstrieren suchte, nicht die uns vielleicht alchemistisch und damit abstrus anmutenden Ausdrücke und Formulierungen; das ist Zeitkolorit. Was zählt, ist die Grundkonzeption und die Gesamtschau vom erlebten und spürbaren Ineinander des Oben und des Unten, von der Herunterlassung Gottes zu den Menschen und von der Heimholung des Menschen in das Reich, in dem – wenn der Kreislauf vollendet ist – die Herrlichkeit des Herrn strahlender und mächtiger sich darstellt als am Anfang. Wie und wann das sich ereignen wird, davon mag einiges offenbleiben. Wichtig ist, daß diese spekulative Schau aus der unmittelbaren Erfahrung der Einheit der großen und der kleinen Welt, von Makrokosmos und Mikrokosmos uns selber in diesen Zusammenhang stellt und in uns Kräfte wachsen läßt, die uns tragen und leiten. Und wichtig ist schließlich, daß wir unsere Verantwortung erkennen in dieser Einheit.

Oetinger hat den Entwurf für sein eigenes System bei Jakob Boehme gefunden; in seinen eigenen Werken will er diesen alten Theosophen verdeutlichen und neu beleben. Er weiß selber um die Schwierigkeiten, die seinem Beginnen entgegenstehen; er weiß um die Not, von Gott in menschlicher Weise zu reden und die Schau in Sätzen einzufangen. Oetinger sträubt sich zwar – wie wir gesehen haben – aus ganzem Herzen dagegen, das Wort zu entleeren, es als eine beliebig auswechselbare Formel zu nehmen, die nur sehr mittelbar in Verbindung steht zu dem, was sie sagen will und soll. Die Worte Gottes sind leibhaftig auch in der Weise, daß das ewige Wort eingehen kann in den aus meßbaren Frequenzen bestehenden, körperlichen Hauch eines menschlichen Wortes; die Weisheit des Höchsten kann uns in ei-

nem kindlich-einfachen Wort begegnen. Trotzdem aber sieht er, daß allen Worten, auch seinen eigenen, etwas von der Verhüllung und Verfremdung anhaftet, daß sie gegenüber der Fülle Gottes nur ein Stammeln sind, daß alles, was hier gesagt werden kann, Weisheit im Staube ist, Weisheit zwar, die nicht übersehen werden darf, aber vermischt mit Erdenstaub. «Selbst die Heilige Schrift ist wegen des vermischten Zustands der Erde nicht so geschrieben, daß man nichts einwenden kann.»

Oetinger weiß um die Schwierigkeit und um die Stufen eines Gott und die Welt umfassenden Systems, er zwingt uns deshalb kein fertiges System auf, das auch in seinen Einzelheiten verpflichtend wäre. Die *philosophia sacra* seines spekulativen Systems ist offen. Er lädt uns ein, an seiner Urerkenntnis und an seinem Urerlebnis teilzunehmen, selber diese Welt als von lebendigen Kräften Gottes durchflutet zu sehen – und Gott zu dienen. In gut lutherischer Weise finden wir in diesem Dienst unsere Freiheit, unsere Freiheit gegenüber der Angst um die Zukunft und gegenüber der Furcht vor Schicksalen und Katastrophen; in allem waltet ja Gottes Kraft. Und im Dienst Gottes sehen wir uns befreit zum Dienst am Nächsten. Oetinger will uns nicht bevormunden, er öffnet uns mit seinem spekulativen theosophischen System einen Weg, auf dem wir selber weitergehen können über das Bruchstückhafte und Zeitgebundene seiner *philosophia sacra* hinaus zu einer weiteren Stufe, damit wir mit unseren Worten in unserer Zeit die Wirklichkeit Gottes neu sagen und die Weisheit im Staube eine neue Seite erhält. Gegen Ende seines Lebens wendet Oetinger sich dagegen, alles genau demonstrieren zu wollen, schließlich verstummt er, er schweigt: in seiner demütigen und bescheidenen Haltung vor Gott weiß er um die Unvollkommenheit seines eigenen Bemühens und Bestrebens, ein anderer mag jetzt sein Werk fortsetzen und sein Anliegen noch deutlicher machen. Wir aber sind in die Freiheit unseres Dienens entlassen.

Der Pietist und der lutherische Theologe

Oetinger gilt, das wurde schon gesagt, als einer der großen Schwabenväter, als ein Repräsentant des Schwäbischen Pietismus des 18. Jahrhunderts. Wenn wir zurückdenken an das, was bisher über Oetinger gesagt wurde, dann mögen manche sich vielleicht ein wenig wundern: Wie geht die Weite des Denkens von Oetinger mit dem Pietismus zusammen, den man oft eher anders sich vorstellt! Aber es bleibt doch: der Theosoph Oetinger war ein Pietist.

Der Pietismus hat im Lauf seiner Geschichte einige Wandlungen durchgemacht. Wir erkennen am Anfang des 17. Jahrhunderts deutlich die Erscheinungen einer religiösen Krise, aus der heraus der Pietismus nach neuen Wegen und Lösungen sucht, aus der heraus er nach einer Generalreformation strebt. Angefangen hat der Pietismus mit der Betonung einer eigenen persönlichen Frömmigkeit, mit dem Ruf nach Erbauung des eigenen religiösen Ich, mit der Frage, wie das von außen auf den Menschen zukommende Wort der Schrift zu einem inneren Wort, zu einem im Inneren angenommenen und sich dort entfaltenden Wort werden könne. In Württemberg gewann der Zug nach der persönlichen Frömmigkeit schon bald eine besondere Prägung. Man wollte sich ganz öffnen dem Wort des Vaters, dieses allein reden lassen. Je mehr dieses Wort aber das eigene Herz anrührte, je mehr man selber in eine persönliche Beziehung zu Gott kam, desto unmittelbarer erfuhr man es, daß dieser Gott nicht nur der Schöpfer und Erlöser des Menschen, sondern der Vollender der Kreatur, der ganzen Welt und des Kosmos, der Herr über den Ablauf der Zeit ist. Die Vereinzelnung des einzelnen wurde immer mehr aufgehoben, das Eingebettetsein des einzelnen in Gottes Schöpfung immer deutlicher. Ziel war ein Durchbruch zu einem neuen Menschen, eine Wiedergeburt; in dieser Wiedergeburt aber eröffneten sich dann ungeahnte Dimensionen, neue Erkenntnisse von Zusammenhängen; Geschichte und Natur in ihrer Entstehung und in ihrer Vollendung traten in den Gesichtskreis. Wir bemerken diese Weite an dem Theologen Johann Albrecht Bengel, der schon erwähnt wurde, wir bemerken sie auch an dem Laien Michael Hahn, dem in seiner Zentralschau ein Blick in das Drama von der Entstehung einer vorweltlichen, urtyphafte Schöpfung mit dem Fall Luzifers über die Schöpfung der Körperwelt dieser Erde bis zur Wiederbringung aller Dinge in Gott geschenkt war. Pietismus heißt also beileibe nicht nur Bußpredigt, sich von der Welt unbefleckt halten, Abstinenz von allen Vergnügungen, ein Leben in Zurückgezogenheit; Pietismus heißt vielmehr, die Zuneigung Gottes zur Welt und damit auch zum eigenen Herzen unmittelbar erleben, die Liebe Gottes zu spüren. Die Gewißheit der Nähe Gottes ließ schließlich die Gewißheit wachsen, daß es nicht mehr lange gehen würde, bis Gott die alten Verhältnisse dieser Welt selber ändern und in seiner Herrlichkeit kommen werde; die Verkündigung des Reiches Gottes gehört zu diesem württembergischen Pietismus. Er gewinnt im 18. Jahrhundert allgemein eine spekulative und theosophische Ausprägung, wie wir sie an Oetinger aufgezeigt haben.

Oetingers eigene Frömmigkeit, das Wissen um das menschliche Herz, das sich zu Gott ausstreckt und zu dem Gott spricht, ist pietistisch; er hat als Repepent im Tübinger Stift als ein solcher Pietist gewirkt, er hat Erbauungsstunden gehalten und daran teilgenommen, an pietistischen Privatversammlungen, in denen über die Schrift Erfahrungen ausgetauscht wurden von Leuten, denen Gott das Herz angerührt hatte und die deshalb etwas zu sagen hatten. Auch in seinen Predigten hat Oetinger davon geredet, wie Gott in vielen Stufen und Ausflüssen seine Liebeskraft in diese Welt und in das Herz strömen läßt. Wir können nur darüber staunen, welche hintergründigen Gedankengänge aus jüdischer Kabbalistik und alchemistischer Tradition Oetinger seinen Zuhörern zumutet. Das ist doch wohl nur deshalb möglich, weil in seinem 18. Jahrhundert solche theosophischen Gedankengänge viel mehr Gemeingut waren als heute. Zur Landeskirche stand man in diesen Zirkeln zwar oft in einem spannungsreichen Verhältnis; man übte aber Kritik an der Kirche um der Kirche willen, nur in Einzelfällen gab man diese größere Gemeinschaft auf und zog sich ganz in die eigenen, esoterischen, erleuchteten Kreise unter Seinesgleichen zurück. Geistlich enger verbunden als mit jenen nicht vom Pietismus erfaßten Gliedern der Landeskirche wußte man sich Gleichgesinnten, welcher Kirche diese auch immer angehörten. Bengel übersetzt Gedichte eines französischen Katholiken, Oetinger verkehrt selbstverständlich über Konfessionen und Territorien hinweg mit Inspirierten und mit Schwärmern, mit katholischen Ordensleuten, mit Juden.

Ein letztes dürfen wir nun nicht vergessen: Pietismus war nie Schwärmerei und Endzeiterwartung allein, Pietismus meinte immer auch die *praxis pietatis*, das Werk und den Dienst des Frommen in dieser Welt und für diese Welt; immer waren die Früchte des Glaubens Aufgabe und Verpflichtung. Oetingers Versuch, im Alltag zu bestehen, die Welt denkend zu erfassen und zu durchdringen, dies alles aber im Hinblick zu Gott, dieser Versuch reiht sich ein in ähnliche Bestrebungen des württembergischen Pietismus des 18. Jahrhunderts. Die Theologie gewann dabei eine kosmische Weite, ohne den Bezug zur Realität zu verlieren. Diese Weite wurde nicht überall durchgehalten, auch nicht in Württemberg; das bedauern wir. Ich selber habe es aber in Tübingen in Vorlesungen bei Karl Heim erlebt, wie physikalisch-naturwissenschaftliche Berechnungen und Erscheinungen in Beziehung gesetzt wurden zu theologischen Aussagen; Adolf Köberle hat den jungen Studenten die Einbettung des Menschen in den Kosmos und den Blick auf den Christus als den

Herrn des Himmels und der Erde wichtig gemacht. Untergegangen ist die Weite und die Tradition Oetingers nicht ganz; darüber freuen wir uns.

Oetinger hat sich selbst bei seiner umfassenden Theosophie als Diener am Wort in einer vom Luthertum geprägten Kirche, in seiner württembergischen Kirche gewußt. In einem Aufsatz hat er darüber Rechenschaft gegeben; seinen Wahlspruch mit dem Anklang an Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen haben wir schon besprochen: Gott dienen ist Freiheit. Seine Werke sind durchzogen von Bibelzitate. Dabei ist es faszinierend zu sehen, wie er durch sorgfältigste Arbeit an den Worten und grammatikalischen Formen der biblischen Schriften immer wieder neue Aspekte zeigen kann; die Schule des Bibeltheologen Bengel wird hier deutlich. Nicht einmal ein Pünktchen ist in der Heiligen Schrift ohne Grund zu finden. Allerdings dürfen wir nicht übersehen, daß er oft durch eine kleine Wendung oder durch einen Rückgriff auf eine andere Lesart einer Stelle einen sonst nicht gebräuchlichen, aber zu seinem eigenen Denken passenden Sinn unterlegt. Sein Bemühen bleibt aber, die Worte immer ganz wörtlich zu nehmen; er kann das, ohne ein Sklave dieser Worte zu werden, denn bei einem zunächst vielleicht belanglos erscheinenden Ausdruck oder Bild eröffnen sich plötzlich für ihn überraschende Erkenntnisse.

Oetinger denkt theozentrisch. Im Mittelpunkt steht ihm Gott, von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Gott steht dem Menschen gegenüber als sein Herr; wegen der Qualität seines zerstörlchen Lebens ist der Mensch von Gott abhängig. So kann es Oetinger nicht um die Vollendung des Menschen gehen; diese ereignet sich gleichsam nebenbei, indem der Mensch wieder zurückgebracht wird zu seinem Ursprung, zu Gott. Und Gott ist es, dessen Fülle am Ende der Tage vielfältiger sein wird als am Anfang. Wie bei Luther sind es nicht Kräfte des Menschen, die das Heil schaffen; das bewirkt allein die Macht Gottes.

Wenn der Mensch in der Schöpfung und bei der Vollendung der Schöpfung zum Mitarbeiter Gottes wird, dann ist er damit ein Haushalter, der über die ihm von einem Größeren anvertrauten Mittel Rechenschaft geben muß.

Gott allein ist unzerstörliches Leben, er ist deshalb letzter Grund für alles, was geschieht. Die Heimholung des Menschen in das Reich Gottes muß deshalb von Gott selbst ausgehen. Der Mittler, der aus der Welt Gottes kommt und den Weg dorthin wieder bahnt, der das zerstörlche Leben wieder mit dem unzerstörlichen verbindet wird, dieser Mittler ist Christus. Erst in ihm wird alle Philosophie und

Weisheit ihre wahre Gestalt bekommen. In unser württembergisches Gesangbuch ist ein Lied von Oetinger aufgenommen, dessen letzte Strophe andeutet, wie der Mensch zur Fülle finden wird, die aber nicht seine eigene ist:

»Möchten sie doch glauben wollen, / daß aus dir der Brunn gequollen, / der mit Lebenswasser tränket / und die Gottesfülle schenket! / Jesu, ich bin auch gekommen, / habe dich beim Wort genommen. / Nimm mich wieder bei dem meinen: / Dich erwähl ich und sonst keinen.«

Wir sehen diese von Oetinger selbst gewollte Zuordnung zur Reformation Luthers; wir haben aber auch gesehen, daß Oetinger über Luther hinaus neben dem Buch der Schrift, das für diesen allein und ausschließlich Wissen von Gott vermittelt, in untergeordneter Weise das Buch der Natur und die Weisheit der Gasse kennt; auch hier ist Gott zu erfahren. Dieses abgestufte Sowohl-als-Auch mußte spätere Theologen vom eigenen Ausgangspunkt her schrecken; Oetinger aber hat es durchgehalten und gegen jede unzulässige Vereinfachung verteidigt. Er lehnt Spinozas Gleichsetzung von Gott und Natur ab; er versucht ein Gleichgewicht zwischen den in die Schöpfung eingeflossenen göttlichen Kräften und der Infragestellung dieser Schöpfung durch das Gericht, zwischen den Aussagen des Ersten und des Zweiten Glaubensartikels, zwischen der von Aristoteles bestimmten, auf eine Analogie des Seins gerichteten *theologiae gloriae* und einer von Luther vertretenen *theologia crucis*. Auch hier lebt seine Theologie aus einer großen, starken, in menschlichen Worten nicht lösbaren Spannung, auch dann kaum lösbar, wenn man sich wie Oetinger stets müht, das Ganze zu sehen. Jeder Schritt aus diesem Spannungsverhältnis heraus muß das ganze kunstvolle Gebäude zerstören. Oetinger wandelt auf einem schmalen Grat.

So können wir sagen, Oetinger sei über eine lutherische Theologie, wie sie sich im Lauf der Zeit als Normalfall ergeben hat, hinausgewachsen; er geht auch trotz aller Gemeinsamkeit in seinem zeitgenössischen Pietismus nicht auf, er ist eine unverwechselbare Gestalt. Berührungspunkte in der Methode oder einzelne Aussagen seines Systems, die wir in anderen Systemen ähnlich wiederfinden, sollten uns nicht dazu verleiten, Oetinger zu vereinnahmen und zu verrechnen; bei einem so weiten Denker wie bei ihm darf man keine Proselyten machen. Wie Goethe es bei einem anderen Großen unseres Landes getan hat, so wollen wir auch bei Oetinger uns darüber freuen: «Er war unser.» Wir wollen ihn belassen als den, der er war: der Prälat und Theosoph eigener Prägung.

Oetinger, der Prälat: damit sind wir zum Beginn unserer Überlegungen zurückgekehrt. Das geziemt sich bei Oetinger, der ja gemeint hat, daß jedes Ende wieder in seinen Anfang zurücklaufe. Ein württembergischer Prälat, das ist auch heute noch eine Gestalt, die für den Pfarrer und für die Gemeinde dem unmittelbaren kirchlichen Dienstbetrieb etwas entrückt ist, das ist ein Mann, der über den Querelen des Alltags steht, zu dem man kommen, bei dem man sich Rat holen, zu dem man Vertrauen haben kann. Sollten wir es so nicht auch beim Prälaten Oetinger halten? Wir meinen nämlich, er habe uns auch nach 200 Jahren noch manches zu sagen: Oetingers biblisch bestimmte Frömmigkeit, sein Vertrauen zu Gott, dessen unzerstörliches Leben unser kleines zerstörliches trägt und hüllt, diese Frömmigkeit wollen wir hier nur noch einmal nennen; wir haben es wohl gespürt, daß er uns darin Begleiter zu einer unmittelbaren und ganz auf den Tag bezogenen eigenen Haltung sein kann und zu einer Bereitschaft, zu hören, uns ergreifen zu lassen, zu handeln. Wir wollen hier ein Anderes, fast Weltlicheres bedenken: Wir spüren es immer wieder, wie wir heute in der Gefahr sind, uns im Betrieb zu verlieren. Dem Fortschritt der Wissenschaft, dem in kurzer Zeit immer neu sich verdoppelnden Wissen stehen wir hilflos gegenüber. Wir erleben eine geradezu babylonische Sprachverwirrung; wir verstehen nicht mehr, was ein anderer in der Sprache seiner Einzeldisziplin redet, zu welchen Folgerungen er von seinen Voraussetzungen her kommt. Die Fülle dessen, was auf uns einströmt, verschlingt uns. Die Technik selber kann uns nur sagen, was etwa möglich sein wird; sie kann uns aber nicht sagen, ob es auch gut und angebracht ist, das alles zu verwirklichen. Die Welt erscheint aufgelöst in ein unübersehbares Gewirr von wissenschaftlich sich gebenden Einzelbezügen.

Wenn wir bestehen wollen, brauchen wir einen Ort,

an dem wir unser Umfeld überschauen, damit wir einen Maßstab gewinnen für unsere Entscheidungen. Vielleicht können wir, indem wir Oetingers Gedanken vom Ganzen nachdenken und in unserer Zeit neu denken, einen solchen Ort finden.

Oetinger bejaht voll und ganz die sorgfältige Beschäftigung mit der Einzelwissenschaft, mit physikalischen und chemischen, mit mathematischen und medizinischen Fragen; für ihn ist aber das nicht das Letzte, der Blick auf den Zusammenhang und die Verantwortung dafür müssen dazukommen. Eine solche Überschau könnte doch eine Hilfe sein bei unseren Entscheidungen darüber, was im einzelnen geschehen soll; sie könnte uns zeigen, was wir tun und was wir besser lassen müssen, wenn wir nicht nur in einem kleinen Teilgebiet Fortschritte machen, sondern leben wollen. Das würde gelten für die gesamte Menschheit, aber auch für den einzelnen Menschen, der selber wieder ein Ganzes ist aus Leib und Seele, aus Denken und Fühlen, aus Arbeit und Entspannung, aus Einatmen und Ausatmen. Eigensucht müßte nicht mehr im Mittelpunkt stehen, auch nicht in der Verbrämung eines Einsatzes für ein einzelnes Anliegen, das uns den Blick auf andere allgemeine Notwendigkeiten versperrt. Eine solche Überschau könnte uns davor bewahren, daß wir in rigorosem und blindem Idealismus nach Zielen streben, die Irrbilder sind. Wir würden die mit der Leiblichkeit gegebene Stufe sehen, unsere in unserer Zeit nicht unbeschränkten Möglichkeiten; wir würden auf die «Guldene Zeit» zuleben, sie aber nicht vorwegnehmen wollen. Gott, der unser kleines menschliches Leben eingrenzt, trägt und in sein unzerstörliches Leben aufnimmt, der Blick auf ihn könnte uns zum Dienst in einem erfüllten Leben befreien.

Wenn wir diese Gedanken fortspinnen, dann entdecken wir die Gedankenwelt Oetingers als eine willkommene Hilfe. Wir sind dankbar, daß wir uns an ihn erinnern dürfen, an Oetinger, den württembergischen Prälaten und Theosophen.

Josef Karlmann Brechenmacher – geboren in Oberdischingen bei Ehingen an der Donau am 21. Februar 1877, gestorben in Saulgau am 8. Juni 1960 – war ein hervorragender schwäbischer Schulmann und allgemein anerkannter Sprachforscher und Namenkundler. Er war Professor und Oberstudienleiter in der Lehrerbildung, Ehrensensator der Universität Tübingen und Ehrenbürger der Stadt Saulgau. Sein Lebensbild und sein Werk sind von einem seiner ehemaligen Schüler, Professor Dr. Stefan Ott, Weingarten, eingehend dargestellt worden (Stefan Ott, Oberdischingen. Heimatbuch einer Gemeinde an der oberen Donau. Anton H. Konrad Verlag, Weißenhorn 1977, S. 176–178).

In Brechenmachers Nachlaß wurden erst kürzlich zehn Seiten seines Tagebuches entdeckt. Es sind Einträge vom 28. Juni bis 5. August 1959, also aus seinem letzten Lebensjahr. Neben Einträgen persönlicher Art sind solche von allgemeinem Interesse, die hier erstmals veröffentlicht werden.

Der junge Tobias

Es war bekannt, daß Brechenmacher die «Geschichte einer Kindheit» als Selbstbiographie niedergeschrieben hatte. Mindestens zwei Stücke davon sind bekannt. Das erste heißt «Waidag» und

wurde abgedruckt im «Schwabenspiegel» des Hermann Missenharter, einer Beilage der Württemberger Zeitung so um 1930 herum. Das andere Stück heißt «Aber natürlich»; es wurde von Brechenmacher bei der Feier seines 80. Geburtstages vorgelesen und ist heute zu finden in dem Buchmanuskript «J. K. Brechenmacher», das von dem Saulgauer Stadtarchivar zusammengestellt wurde.

Ein Tagebucheintrag vom 30. Juni 1959 lautet: «Es ist mir auffallend, daß jetzt von so vielen Seiten nach dem «Jungen Tobias» (meiner Selbstbiographie) gefragt wird. Ich habe im Laufe des harten Winters von dem Werke, von dem ich nur Proben habe drucken lassen, ein Stück nach dem andern verbrannt. Nur ein einziges Blatt, das ich verschenkt habe, existiert noch. Der Titel, den ich gewählt hatte – Der junge Tobias – sagt, was ich wollte. Es war mir immer verwunderlich, daß meine Erzählungen aus der frühen Jugendzeit, aus den Lernjahren und aus den vier oder fünf ersten Lehrerjahren nie so recht geglaubt wurden: das Erlebte wich allzusehr von dem Trodelgang aller meiner Kameraden ab, und namentlich die wütende Energie, mit der ich mir die Möglichkeiten zum Arbeiten zurecht zimmerte, schienen unglaublich. Ich habe das Erinnerungswerk übrigens nur bis zum Frühling 1903 fortgeführt – ich wurde ja eigentlich nur 26; denn im beginnenden 27. heiratete ich.»

30. VI Es ist mir auffallend, daß jetzt von so vielen Seiten nach dem «Jungen Tobias» (meiner Selbstbiographie) gefragt wird. Ich habe im Laufe des harten Winters von dem Werke, von dem ich nur Proben habe drucken lassen, ein Stück nach dem andern verbrannt. Nur ein einziges Blatt, das ich verschenkt habe, existiert noch.

Damit ist ein für allemal geklärt, daß das *von so vielen Seiten* erwartete Buch «Der junge Tobias. Geschichte einer Kindheit» von Josef Karlmann Brechenmacher nie erscheinen kann.

Mein Vater in Oberdischingen

Brechenmacher verehrte seinen Vater, der von 1874–1896 als Lehrer in Oberdischingen wirkte. In einem Tagebucheintrag vom 5. August 1959 schreibt Brechenmacher u. a.: «Die Erinnerung an Leben und Sterben meines Vaters beherrschte mich, als ich im Herbst 1958 der Einweihung des neuen Schulhauses in Oberdischingen anwohnte. In dem alten Schulhaus hat mein Vater 22 Jahre regiert und gearbeitet, von 1874–1896; hier habe ich 1883 bis zum Frühjahr 1891 das Lernen gelernt, freilich auf etwas sonderbare Weise; denn da ich ein Jahr zu früh in die Schule genommen worden war, vielleicht auch, weil mein Vater sich schließlich sagte, daß er mich nicht mehr genugsam füttern könne, so wurde ich im letzten Jahr dem «Selbststudium» überlassen. Es wurde mir einfach gesagt: Wenn Du beim Aspirantenexamen (Anfang 1891) durchfällst, so liegt die Schuld an Dir, weil Du nicht genugsam gearbeitet hast. Das leuchtete mir ein, nur leider wußte weder mein Vater noch wußte ich, was denn zu arbeiten wäre. Denn ich war unter den mehr als hundert Prüflingen der einzige, der keine «Aspirantenschule» durchgemacht hatte, sondern der mit der Hausmannskost des Vaters ins Seminar hineinwachsen sollte. Ich trieb also planlose und unkontrollierte Aneignung des Wissens, schrieb namentlich fast täglich einen Aufsatz. So kam es dann, daß ich dann beim Examen im Aufsatz die höchste Note erreichte, die überhaupt zu erlangen war . . . Ich wollte nun aber von meinem Vater schreiben. Oberdischingen war der Frühling und Sommer seines Lebens. Als er (vielbenedet) 1874 diese Stelle erhalten hatte, galt das durch den Malefizschenken bereits berühmte Oberdischingen weithin als «Kleinparis». Im Schloß saß zwar nicht mehr der Schenk von Castell; aber der Rittergutsbesitzer v. Kaulla brachte Leben und Geld in das kleine Dorf. Die Schloßbrauerei lieferte das beste Bier des Oberlands; die ausgedehnten Hopfengärten belebten die Landschaft und brachten

im Herbst Geld; der Schloßgarten hatte seinen eigenen Gärtner, von dem mancherlei Anregung ausging. Aber Herr v. Kaulla war auch ein großer Musikfreund, und mein Vater als vorzüglicher Violinspieler wurde oft ins Schloß geladen. Damals war das Leben noch nicht so eng wie später, und wenn Herr v. Kaulla bei geöffnetem Fenster eine Sonate von Mozart, Beethoven, Haydn usw. aus dem Lehrerhaus herüberschallen hörte (mein Vater besaß ein wohlklingendes Pfeiffertafelklavier), so wurde er oft an den Flügel im Musiksaal des Schlosses geholt, und der Schloßherr spielte dann um die Wette mit dem jungen Lehrer. Auch manches gute Glas Wein sei damals getrunken worden, und es war bekannt, daß der Schloßkeller gut besetzt sei. –

In den achtziger Jahren empfing Herr v. Kaulla öfters Besuch des (damals) berühmten Gelehrten (Ägyptologe) und Romanschriftstellers Georg Evers, und es mag 1886 oder 1887 gewesen sein, daß ich einmal von diesem angesprochen wurde. Ich saß an einem schönen Sommernachmittag auf dem Bänkchen vor dem Schulhaus und las, als ein vornehm gekleideter Herr aus dem Schloß heraustrat und auf mich zuschritt. Ich erhob mich und er fragte mich, was ich da lese. Ich reichte ihm das Buch; es war der Robinson in der Ausgabe von Campe. Er lächelte, blätterte ein bißchen drin herum und sagte, indem er mir das Buch zurückgab: Ja, das hab ich vor vielen Jahren auch mal gelesen. Dann fügte er ein Werturteil hinzu, das ich damals noch nicht verstand. Mein Vater sagte mir nachher, ich sollte mir wohl merken, daß ein sehr berühmter Mann mit mir gesprochen. Es ist mir aber bloß noch sein elegantes Spazierstöckchen mit dem silbernen Griff im Gedächtnis.»

Dr. Stefan Ott, der nach dem Tode Brechenmachers die Herausgabe von dessen wichtigstem Werk – «Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen» (zwei Bände) – begleitete, veröffentlichte bereits 1977 in seinem Oberdischinger Heimatbuch einige Sätze aus dem obigen Tagebuch; entweder wurden ihm von Brechenmacher die gleichlautenden Sätze zur Verfügung gestellt oder er hatte schon Einsicht in die oben genannten Tagebuchfragmente.

Wanderungen in die Vergangenheit (11): Wolfgang Irtenkauf Die Kilianskirche zu Mundelsheim

Keinem Besucher Würzburgs oder Heilbronnns wird der Name des irischen Wanderbischofs Kilian verborgen bleiben, der als Missionar in den letzten Jahrzehnten des 7. nachchristlichen Jahrhunderts im Land der Franken gewirkt hat. Wenn der 8. Juli, der Tag des Heiligen, naht, wird er, der Patron des Bistums Würzburg und der Schutzheilige der Winzer, in den Mittelpunkt von Wallfahrten und kirchlichen Festen gestellt. Tilman Riemenschneider hat ihm Ende des 15. Jahrhunderts in einer Holzplastik

Grabmal des Amtmanns Johann Wolff, links davon die Epitaphe seiner ersten und zweiten Frau (geb. Achtsynit bzw. Christina von Bühel). Das Grabmal wurde neun Jahre vor Wolffs Tod in der Werkstatt des Jakob Müller in Auftrag gegeben. (Müller war in Heilbronn ansässig und erbaute Schloß Liebenstein.)



gleichsam «ewige» Züge verliehen. Man kann seither Kilian, den heiligen Mann aus grauer Vergangenheit, identifizieren, er wird für uns sichtbar und daher faßbar – eine geniale Synthese von Mensch und Kunst.

Eine der schönsten Kilianskirchen außerhalb Würzburgs und Heilbronnns steht in Mundelsheim am Neckar. Freilich meinen wir nicht die dem hl. Nikolaus geweihte Pfarrkirche im Ort, sondern die Chorturmkirche, die auf dem alten Friedhof steht. Wenn sich ein Marktflöcken von solcher «Größe» zwei Kirchen leisten konnte, dann mußte an seinem sprichwörtlichen Reichtum etwas dran sein. Allein Willi Müller hat nachgewiesen, daß die Kilianskirche ursprünglich dem inzwischen abgegangenen Seelhofen zugehört hat – später wurde die Kirche dem nahen Mundelsheim zugeschlagen, wobei das Patronat allerdings dem Stift Oberstenfeld verliehen ist, dessen Äbtissin auch den Geistlichen in St. Kilian eingesetzt hat. Wenig günstige Sterne leuchteten über dem (aus dem 9. Jahrhundert?) stammenden Vorgängerbau. Nach einem Großbrand wurde um 1440 der Um- bzw. Neubau begonnen, ein Einstimmen auf den spätgotischen Kirchenfrühling unseres Landes. Im Jahre 1865 hielt der württembergische Staat die Kirche für «entbehrlich». Diesem Todesurteil widersetzte sich die Gemeinde, die deren Abbruch verhindern konnte. Tempora mutantur: Vor ca. zehn Jahren wurde die Kirche durchgehend restauriert. Vor allem der Reichtum der in der Reformationszeit verdeckten Ausmalung ist jetzt weitgehend wieder sichtbar geworden. Der Baukörper aus der Mitte des 15. Jahrhunderts ist ebenso erhalten geblieben und durchgehend erneuert worden wie die Portale und Fenster – ein seltener Glücksfall im mittleren Neckarraum.

Noch ein Hinweis zu den Chormalereien, die zunächst den Beschauer wohl am stärksten faszinieren; sie geben folgende Darstellungen: 1. Kirchenväter und Evangelisten, 2. eine Hostienmühle (Opfertod Jesu Christi in einem Mühlentrichter, Brot und Wein werden als Frucht dieses Heilsopfers dargestellt), 3. eine Kilianslegende (einer der wenigen vollständig erhaltenen Zyklen um das Leben und Wirken, aber auch das Sterben unseres Heiligen!) und 4. die Zehn Gebote.

Die Kilianskirche zu Mundelsheim ist eine Friedhofskirche. Neben den Malereien interessieren auch die vielen Grabdenkmäler, so das Epitaph für die 1461 verstorbene Anna von Venningen neben der

Kanzel. Am meisten aber beeindruckten die Grabdenkmäler der Familie Wolff, die in eine Zeit zurückreichen, in der Mundelsheim markgräfllich-badisch (bis 1595) war. In deren Mittelpunkt steht die Person des von 1527 bis 1600 lebenden badischen Amtmannes Johann Wolff, dem wir das erste Jagdbuch unseres Landes verdanken.

Johann Wolff war weder Badener noch Württemberger, sondern pfälzischer Herkunft, seine Wiege stand in Bergzabern. Der Vater war dort Bürgermeister; die Mutter, die der Sohn später zu sich nach Mundelsheim nahm (sie ist ebenfalls in der Kilianskirche begraben), war eine geborene Heugelin. Nach der Schulzeit in Straßburg begann der junge Wolff ein ausgedehntes Studium in Wittenberg (Studium der evangelischen Theologie; Melancthon, einer seiner Lehrer, nannte ihn einen «hoffnungsvollen jungen Mann»), Tübingen (Philosophie) und Bourges (Jura). Der frischgebackene Dr. jur. trat in den pfälzischen Staatsdienst ein, in dem er u. a. auch zweimal an den englischen Hof zur Königin Elisabeth geschickt wurde. Anlässlich einer Di-

Titelblatt: «Von der Wolffs Jagt», geschrieben und gemalt im Jahre 1580 (Original in der Württ. Landesbibliothek Stuttgart)

Vonder Wolffs Jagt
 Johan von Elanorgan Herr zu Saane Ober
 Häubtman vff der See in Franckreich.

In welcher begriffen ist die Natur vnd eigenschafft des
 Wolffs auch welcher gestalt denselben mit dem Landthund
 vorgefucht einträufft fuzzissen verbrochen. Er besetzet
 vnd mit Jag vnd Hefshunden Darnen Eruben vnd fal-
 len gefangen vnd erlegt werden soll.



Item neue vnd altes Spruch von alleclap vnd vnd werck artig
 vnd wie sich gebürt zu zeden Reimens weis zůsamen ver-
 fällt durch I. W.

1580.



Wappen der Familie Wolff

plomatenreise ins Innere Frankreichs führte er seinen Plan aus, einen dort bestatteten Herzog von Pfalz-Zweibrücken ausgraben zu lassen, um mit der Leiche auf einer abenteuerlichen Seefahrt um Norwegen und den Skagerrak die heimatliche Residenz Meisenheim an der Glan zu erreichen.

Im Jahre 1573 sehen wir Wolff in den Diensten des Markgrafen von Baden. Seine erste Ehe mit einer Tochter des badischen Kanzlers Martin Achtsynit brachte ihm als Erbe die Niefernburg in Niefern bei Pforzheim ein. Doch Markgraf Karl setzte ihn 1574 als Amtmann auf den Außenposten Mundelsheim. Hier wurde der württembergische Herzog Ludwig auf die Sprachkenntnisse Wolffs aufmerksam. Aus dem Französischen stammen die Vorlagen zu den bereits erwähnten Jagdbüchern des Johann Wolff, wobei die Jagd auf Wolf, Hirsch und Wildschwein ausführlich behandelt sind. Die Wolffschen Texte ließ der Herzog in Straßburg drucken, so daß die Jagdliebhaber diese Handbücher studieren konnten. Für den Herzog von Sachsen schuf er das Buch

von der Falkenjagd, die seit Friedrich II. als «Sport» der vornehmsten Kreise galt.

Aber unser Mundelsheimer Amtmann hat sich – vielleicht weil er in seinem Amt nicht allzuviel zu tun hatte – nicht mit der Jagd allein begnügt. Auch historische Werke hat er übersetzt, wobei er sich nicht scheute, die konfessionellen Grenzen hinsichtlich des Inhalts und der Auftraggeber zu überspringen.

Wer heute nach Mundelsheim kommt, um die Ki-

lianskirche zu besuchen, wird eine ganze Reihe von Familienmitgliedern von Wolff dort finden, so daß man beinahe den Eindruck gewinnt, dieses Gotteshaus sei eine Art Begräbniskirche dieser Familie geworden. Wenn wir das Kleinod wieder verlassen haben, können wir uns einem der schönsten Wanderwege des württembergischen Unterlandes über den Käsberg und die Felsengärten nach Besigheim anvertrauen. Mundelsheim erreicht man leicht per Bus oder, was noch viel schöner ist, mit dem Schiff.

Die Klosterkirche von Offenhausen Gedanken zu ihrer künftigen Verwendung

Rudolf Bütterlin

Der achthundertste Geburtstag des heiligen Franz von Assisi im Jahre 1982 ist Anlaß, auf die Tätigkeit der Bettelorden im alemannischen Raum wie auf das vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND geförderte Projekt einer Wiederherstellung der Klosterkirche in Offenhausen hinzuweisen. Nicht daß die Kirche ein außergewöhnliches Kleinod wäre oder das vormalige Kloster Maria Gnadenzell eine besondere Ausstrahlung gehabt hätte! Die bauliche Anlage und der heutige Erhaltungszustand rechtfertigen aber den hohen Einsatz für ein Gotteshaus, das gerade wegen seiner schlichten Architektur als charakteristisch für die Bettelorden gelten kann. (Zum Bestand verwandter Bautypen sei auf die Darstellung in der SCHWÄBISCHEN HEIMAT 2/1980 S. 148 verwiesen.) Die Bettelorden entspringen der Armutsbewegung des frühen 13. Jahrhunderts. Der anhaltende Streit zwischen Kaiser und Papst, die Ketzerbewegung in

Südfrankreich und der zur Schau gestellte Reichtum der Kirche sind der Boden, auf dem die von ihrer Verfassung und Lebensweise her völlig neuen Orden entstehen. Die Franziskaner treten erstmals im Jahre 1209 auf als Prediger des Friedens und der Liebe inmitten einer Welt voller Unrecht, Gewinnsucht und Gewalt. Die Dominikaner folgen wenige Jahre später mit ihrer Mission gegen die Irrgläubigen. Durch die Kreuzzüge hatte der Gedanke der Nachahmung des Lebens, der Predigt und der Armut Christi großen Anklang gefunden. Gesellschaftliche Änderungen unter den Stauferherrschern fördern die Bewegung. Das aufkommende Rittertum und die auf deutschem Boden entstehenden Städte verlangen nach dieser zeitgemäßen Form des Ordenslebens. Die Klöster sind nun nicht mehr das Monopol der hohen Standesherrn. Es sind die bürgerlichen Bewohner der Städte, die in diese neuen Klöster strömen. Wenige Jahrzehnte nach der päpstlichen Bestätigung der Ordensregeln gibt es kaum mehr eine deutsche Stadt von Rang, die keine Niederlassung der minderen Brüder in ihren Mauern einschließt. Die seelsorgerisch tätige Geistlichkeit der Städte rekrutiert sich bald ausschließlich aus Bettelbrüdern. Auf die großen Handels- und Gewerbezentren konzentriert sich ihr apostolischer Eifer, weil sich deren tägliche Arbeit nicht in Geld entlohnen läßt und daher das Betteln als Existenzbasis erhalten muß. An die Stelle des beschaulichen Lebens der benediktinischen Herrenmönche tritt das Gebot aktiver Tätigkeit. Der Ordensregel kommt der enge Raum innerhalb der Mauern entgegen, wo nur bescheidene Klöster und Kirchen Platz finden. Hier läßt sich, inmitten vieler bußfertiger Bürger, auch ohne gemeinsamen Besitz vegetieren und der Gebrauch irdischer Güter einschränken.

Daß sich die Bettelorden in besonderer Weise auf deutschem Boden festgreifen, liegt an deren militan-

Kirche des einstigen Frauenklosters Offenhausen



tem Einsatz gegen die letzten staufischen Herrscher. Dominikaner, Franziskaner und Augustinereremiten sind von ihrer straffen und zentralistischen Organisation her das tauglichste Instrument der Kurie im Kampf gegen die «Antichristen». Trotz aller Verfolgungen durch die kaiserliche Partei können sich die Orden aber selbst in den staufischen Städten Südwestdeutschlands halten, da sie von der Regel her viel beweglicher agieren können als die traditionellen Orden. Das Armutsprinzip erübrigt das Instrument der Schirmvogtei. Es gibt keine feste Bindung an einen Standort (*stabilitas loci*). Gefährdete Brüder, ja ganze Konvente werden bei Nacht und Nebel in andere Städte gebracht. Im Todesjahr Friedrichs II. umfaßt die Teutonia, die deutsche Ordensprovinz der Dominikaner, nicht weniger als 30 Männerklöster. Auf Deutschland als Schwerpunkt gerade der Dominikaner weist schon der Umstand, daß die nachfolgenden Ordensmeister nach dem Gründer Deutsche sind: Jordan von Sachsen (1222–1237) und Johannes von Wildeshausen, genannt Teutonicus (1244–1252), sind für die Gründung der wichtigsten Klöster des Ordens in Straßburg, Freiburg, Basel und Konstanz verantwortlich. Es gilt jetzt als schick, unter Bettlern zu leben. Auch Adelige finden den Weg in die Dominikanerkonvente. Die Äbte von St. Gallen und Zwiefalten, Straßburger und Konstanzer Domherren verlassen ihre bequemen Residenzen und treten dem Orden der Dominikaner bei.

Im Schatten der Mannsklöster schießen die Nonnenklöster aus dem Boden. Nach dem Tode der staufisch gesonnenen Gewährsleute an der Kurie, des Papstes Honorius III. (1227) und seines Kardinals Konrad von Urach (1229), erwächst der kaiserlichen Familie in der Person Gregors IX. ein unveröhnlicher Gegner. Unmittelbar nach seiner Wahl bestätigt er die Regel der Dominikanerinnen und veranlaßt damit letztlich, daß Deutschland von den Schwestern förmlich überschwemmt wird. Von den 58 Dominikanerinnenklöstern des Jahres 1277 liegen nicht weniger als 40 in der deutschen Provinz, unter ihnen die wichtigsten in Südwestdeutschland: Meidingen bei Dillingen, Colmar (Unter Linden), Adelhausen bei Freiburg, Kirchberg bei Haigerloch, Thöß bei Winterthur, Ötenbach bei Zürich, Dießenhofen, Engeltal bei Nürnberg, Weiler bei Esslingen und allein sieben Niederlassungen in Straßburg. Bei der Zahl seiner Niederlassungen ist es verständlich, daß der Orden nach Zeiten des Aufschwungs in seinen Hochburgen Schwaben und Elsaß auch Phasen des Niedergangs erlebt, doch hier ebenso die Kraft der Erneuerung für alle anderen Provinzen schöpft: Colmar wird durch Konrad von Preußen im

14. Jahrhundert zum Vorbild für alle Konvente, und Eberhard der Bärtige von Württemberg holt sich aus Schlettstadt Musternonnen für die verkommenen Klöster seines Landes. Als Muster für andere Landesherren gelten die Bettelbezirke, die Ulrich der Vielgeliebte von Württemberg und sein Enkel zur Vermeidung weiteren Streits zwischen den Ordensleuten festlegen.

Die Regel der Dominikanerinnen orientiert sich zwar an derjenigen der Brüder, doch beschränkt sich die strenge Klausur nur auf die zunächst wenigen Niederlassungen des sogenannten II. Ordens. Die meisten Nonnenklöster suchen das kontemplative mit dem tätigen Leben zu verbinden, doch bleiben die Intentionen des Ordens recht bald an den Interessen der vielen adeligen Gönner hängen. Viele Konvente gehen, wie die Lufener Gründung Offenhausen, erst nach anfänglichen Schwierigkeiten aus Beghinen- oder Chorfrauengemeinschaften hervor. Die Nonnen legen zwar feierliche Profeseß ab und verrichten das dominikanische Choroffizium; Klausur und körperliche Arbeit aber werden oft als lästige Konvention empfunden, zumal wenn die Novizinnen gegen ihren Willen in die Klöster kommen. Für die Damenkonvente üben Ordensbrüder die Seelsorge und eine Art disziplinärer Gerichtsbarkeit aus. Einem hierher abgestellten Dominikaner, Felix Faber aus Ulm, verdanken wir daher heute die detaillierten Kenntnisse über das Leben hinter den Mauern des Klosters Offenhausen und über das Unvermögen der Bewohnerinnen, ihr zurückgezogenes Leben allein durch Beten, Betteln und Arbeit auszufüllen.

Die grundsätzlich selbständigen Klöster unterstehen letztlich nur der bischöflichen Visitation, im Falle Offenhausen aber auch dem Patronat des Landesherrn. An der Spitze steht die Priorin, die mit Subpriorin, Schaffnerin, Kapitel und Rat das Kloster leitet.

Die Kirche des ehemaligen Dominikanerinnenklosters Offenhausen, von deren Renovierung und künftiger Nutzung hier die Rede sein soll, macht heute auf den Besucher keinen nachhaltigen Eindruck. Ein in unserer Generation durch die Nordwand gebrochenes Scheunentor entstellt den Anblick. Die Verwendung als Gerätelager des Landgestüts verhinderte dabei wenigstens den weiteren Verfall des Gebäudes. Das Gebälk ist in gutem Zustand, und das Dach wurde noch vor dem Eintreten eines örtlichen Vereins für die Renovierung erneuert. Inzwischen wurde im Auftrag des staatlichen Hochbauamts das Mauerwerk trockengelegt durch Einbau einer Drainage und durch die Wiederherstellung des ursprünglichen Erdniveaus an der Südsei-



Das von der Priorin Anna von Neuenburg gestiftete spätgotische Sakramentshäuschen steht heute im Vorhof des Schlosses Lichtenstein.

te. Die ungewisse finanzpolitische Lage hat jetzt zwar die Bautätigkeit unterbrochen, keinesfalls aber die Bemühungen um das Gotteshaus. Die aufgezwungene Arbeitspause der Handwerker bietet Gelegenheit, die Gedanken um eine sinnvolle künftige Verwendung der Kirche zu ordnen. Dabei stellt sich wie in vielen ähnlich gelagerten Fällen das Problem, die bereits entstandenen und noch folgenden Kosten in Relation zu bringen zu einem Zweck, der möglichst vielen künftigen Besuchern oder Benützern dienlich wäre. Dies um so mehr, als die Zeit endgültig hinter uns zu liegen scheint, in der Baudenkmale ihrer selbst wegen mit öffentlichen Mitteln renoviert werden konnten. Die unmittelbare Nachbarschaft des Landesgestüts legt eine Nutzung nahe, die zwar große Besucherzahlen sicherstellen, der jedoch eine Verbindung zur Geschichte des Hauses weitgehend fehlen würde. Glücklicherweise decken aber die architektonischen

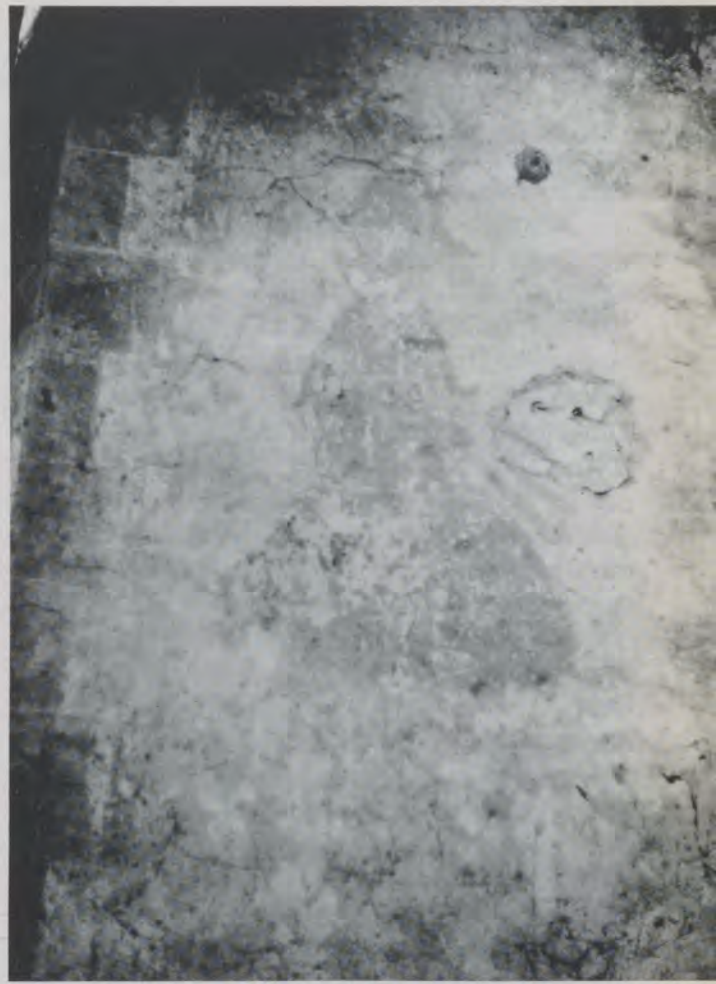
Gegebenheiten in hervorragender Weise alle beide Interessenbereiche ab. Der sehr hohe, mit dem Chor verbundene Langbau entspricht dem idealen Bautyp der mittelalterlichen Bettelorden, d. h. dem adaptierten und abgewandelten Konzept der Zisterzen. Der heutige für Lagerzwecke eingebaute Zwischenboden entspricht dem Niveau, auf dem die frühere Nonnenempore die Klausur vom Laienbereich trennte. Der gesonderte Ausgang aus dem Konventbau ist an der Westwand längst vermauert, von innen aber noch gut erkennbar. Der untere Teil des Schiffes weist nur geringe Reste einer ornamentalen Wandmalerei auf, während der untere Teil des Chores als ehemaliger Standort des großen Marienaltars ohnehin nur wenig Dekoration erwarten läßt. Sichtbar sind hier nur zwei griechische Weihkreuze an der Nord- bzw. Südwand, graugezeichnete Mauerfassungen mit weißen Fugen entlang der Gewände sowie fragmentarische Reste einer Seccomalerei an der Stirnseite. In diesem «Parterre», dem jede plastische Aufgliederung fehlt, könnten vor den solcherart kahlen Wänden Exponate aus dem Gebiet des Reitsports, des Transport- und Zuchtwesens Platz finden.

Es wäre sicher unbefriedigend, würde sich dieses Museum auch auf den oberen Teil der Kirche erstrecken. Dem Besucher, der den Gang über die brüchige Treppe auf den Zwischenboden wagt, offenbaren sich selbst bei den schlechten Lichtverhältnissen unter dem Schleier der Wandfarbe die deutlichen Konturen einer kleinfürligen Malerei. Die Bilder konzentrieren sich auf den Chor, also den Bereich, der von der alten Empore nicht erreicht wurde. Sie sind zwar sicher schwer freizulegen (Salpeterbefall), doch zumindest dank des Umstandes kaum zerstört, daß die Verankerung des ersten Bodens zufällig unterhalb und die des zweiten Bodens weit darüber in die Mauer geschlagen ist. Die Malerei dürfte in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu datieren sein, in eine Zeit, als die sehr kunstverständigen Priorinnen Elisabetha von Metzlingen, Betha Schmöllin, Ursula Zorn, Anna von Liebenstein und vor allem Anna von Neuenburg (Nüwenburg) die damals schon mehr als hundertjährige Kirche umbauen und ausschmücken ließen. Als Motive kommen nach einer Beschreibung von 1805 die vier Apostel in Betracht, an der Nordwand des Chores aber sicher das Wappen entweder einer der genannten Priorinnen oder eines reichen Gönners (Mager von Späth oder des Uracher Bürgers Michael Schütz?). Der erhaltene Rest dieser Malerei macht den Verlust der einst reichen Kirchenausstattung erst richtig fühlbar: Von den farbigen Glas-scheiben des 14. Jahrhunderts ist nur der thronende

Christus in der Uracher Amanduskirche, von den drei Schnitzaltären nur die so kümmerlich entstellte Maria in der Eglinger Kirche erhalten geblieben. Das spätgotische Sakramentshäuschen der Anna von Neuenburg steht heute im Vorhof des Schlosses Lichtenstein, und der noch vor wenigen Jahren in der Kirche stehende Taufstein (Christophs von Urach?) ist inzwischen auch verschollen. Die Renovierung wird erweisen, ob die flache Holzdecke, wie zu vermuten, ebenfalls bemalt war.

Durch die Reduktion des heutigen Zwischenbodens auf die Maße der Nonnenempore entlang der West- und Südwand wäre – mit Blick auf die Malereien im Chor – ein trefflicher Raum für ein zweites Museum geschaffen, das mit der alten «Nonnenstiege» auch eine vollständige räumliche Trennung vom Gestütsmuseum erhielt. Hier könnte etwas im Lande völlig Neuartiges geschaffen werden, das der Würde des Hauses gerecht würde: Eine Dokumentation der Geschichte der Bettelorden in Südwestdeutschland und des Klosters Offenhausen. Auf einer Fläche von etwa 110 Quadratmetern und an der im hinteren Bereich fenster- und schmucklosen Wand wäre ausreichend Raum für die Darstellung von Zusammenhängen, die von der Reformation für Altwürttemberg, die benachbarte Markgrafschaft und die Reichsstädte aufgelöst wurden, gleichwohl aber zum Verständnis des deutschen Mittelalters erforderlich sind. Neben Urkunden, Schautafeln und Karten zur Entwicklung und Verbreitung der Bettelorden und zum Besitzstand des Klosters Offenhausen wären hier Dokumente über das Leben berühmter schwäbischer Ordensangehöriger (Albertus Magnus und Heinrich Seuse von Berg) denkbar. Bauaufrisse sollten den Typ der Ordenskirche erklären in einem Hause, das als ebenso charakteristisch wie gut erhalten gelten kann. Dies ist um so bedeutsamer, als von den einst so zahlreichen Kirchen der minderen Brüder und Schwestern im Lande nur noch wenige ohne späteren baulichen Eingriff erhalten geblieben sind.

In den Städten, wo die Bettelmönche als Ausdruck des Protestes ihre Klöster gewöhnlich in den Vierteln der Armen, also in den Randbezirken und vor den Mauern errichteten, beseitigte das Baukonzept der Kommunen während der Jahrhunderte vieles, was die Reformation noch übrig gelassen hatte. Die Nonnenklöster waren zwar, weil die Damen keine seelsorgerischen Dienste ausüben konnten, mit Ausnahme Straßburgs immer auf dem Lande angesiedelt, sie sind aber heute ebenfalls weitgehend zerstört. Es ist ein schöner Zufall, daß mit der Dominikanerkirche St. Paul in Esslingen nicht nur eine der ältesten, nämlich «die klassische» unter den



Oben: An der Nordwand des Chores sind im Obergeschoß – also auf der Höhe der ehemaligen Nonnenempore – unter dem späteren Wandanstrich Reste der älteren Seccomalerei zu erkennen. – Unten: Weihekreuz an der Nordwand des Chores



deutschen Bettelordenskirchen (Baubeginn 1255), erhalten ist, sondern auch die Kirche derjenigen Brüder, die gemeinsam mit den Dominikanern von Konstanz auf Weisung und mit dem Geld der Herren von Lupfen nach dem Jahre 1258 das Kloster Maria Gnadenzell an der Lauterquelle errichteten. Es darf nicht verwundern, daß das Baukonzept der Offenhäuser Kirche dem Esslinger Vorbild mancher deutschen Bettelordenskirche nachempfunden ist. Von den Maßen her mußte Offenhausen natürlich viel bescheidener ausfallen. Es wurde auf Seitenschiffe ebenso verzichtet wie auf die kostspielige Einwölbung, was für den frühen Bautyp nicht außergewöhnlich ist. Die vertikal gesteigerten Proportionen sind dagegen mit einer Innenlänge von 30,2 m, einer Breite von 10 m bzw. einer Höhe bis zur Decke von 13 m und mit dem Verhältnis der Außenbreite zur Höhe von annähernd 1 (= 14,5 m) zu 2 (= 26 m) durchaus maßgerecht. Es drängt sich ein Vergleich mit den ebenfalls einschiffigen Kirchen der Wimpfener Dominikaner und der Pfullinger Klarissen auf, deren erstere auch auf eine Esslinger Urheberschaft zurückgehen dürfte. Der sehr schmal und hoch wirkende Langbau von Offenhausen (in Wimpfen steht nur noch der Chor) ist völlig schmucklos. Das Schiff geht ohne Triumphbogen und sichtbare Trennung in den Chor über. An dieser Schnittstelle, also inmitten der Kirche, hat man sich den Predigtstuhl vorzustellen. Der Konzentration auf den Ort der Liturgie, keinesfalls aber einer Erhöhung des den Nonnen aus Esslingen verordneten Predigers, sollte der dezente Schmuck im Ostabschluß dienen. Der Chor ist kein Annex, sondern integrierter Teil der Kirche. Er hebt sich aber vom Schiff durch die polygonale Gliederung in drei Felder (Fünffachteilung) ab. Als Anhaltspunkt für die Baudatierung könnte das Fenster des mittleren Feldes herhalten: Es ist, wie bei vielen deutschen Kirchen des 14. Jahrhunderts, dreigeteilt. Die Grundform des Maßwerks dieses wie anderer Fenster ist der Kreis, dies als übernommener Rest der Formen

des 13. Jahrhunderts. Die Spitzbögen der Fenster sind zwar nicht mehr so gedrungen wie diejenigen der ersten Bettelkirchen, aber dennoch weit entfernt von den Lanzetten der Spätgotik. Die Gewände sind glatt. Einfach gefaßte Pfosten teilen die Fenster. Wegen der Empore sind die Fenster auf beiden Seiten des Schiffes verkürzt bis auf das Niveau des Zwischenbodens. Im unteren Bereich verteilen sich kleine quadratische Öffnungen unregelmäßig über die Mauer. Die Trennungslinie beider Fensterebenen findet jenseits der Empore in Richtung Chor ihre Fortsetzung in Form der unteren Bildränder. Die Empore ist das einzige Merkmal, durch das sich die Kirche der Nonnen von denen der Männerklöster unterscheidet. Der heutige Dachreiter stammt aus dem vorigen Jahrhundert. Es scheint aber doch nicht zu stimmen, daß die Kirche früher nicht einmal eine solche einfache Dachzier trug, denn aus Gaders Kartographie von 1592 ist deutlich ein kleiner Turm oder Dachreiter zu erkennen.

Die Westwand ist keine Prachtfassade, sondern eine völlig glatte Mauer. Die umherliegenden wenigen Bodenfliesen mit dem schönen Eichenblattmuster dürften kaum von hier, sondern aus der abgegangenen, ehemals benachbarten Pankratiuskirche stammen.

Wie in diesem nach dem Postulat der Ordensregel so schlicht gehaltenen Bau Bildzyklen Platz finden konnten, ist ein ebenso großes Rätsel wie die Existenz einer Farbverglasung.

Doch wenn man bedenkt, daß der heilige Franz auch jeden privaten wie gemeinsamen Besitz verboten und sich wegen dieses «ungeheuren» Verlangens im Schweinekot vor seinem Papst hatte wälzen müssen, so ist der Ungehorsam seiner wie der Töchter seines Zeitgenossen Dominikus nicht nur am Beispiel Offenhausen bewiesen. Martin Crusius berichtet – mit Verweis auf den langjährigen Beichtvater der frommen Damen von Offenhausen Felix Faber –, daß es nur «ein Duceur für den Vikar» kostete, wenn eine Nonne in gesegneten Umständen war.

Aus der Beschreibung des Oberamts Münsingen (1825): Offenhausen, ein vormaliges Frauenkloster, jetzt ein Kronomanial-Weiler und Gestütshof am Ursprung der Lauter und Fuße des Sternbergs, Filial von Gomadingen, ½ St. von da und 2½ St. von Münsingen, mit 102 evang. und 2 kath. (1803. 104) Einwohnern . . . Grund und Boden gehört fast ganz dem Staat, als ehemals klösterliches Eigentum. Die Fischerey in der Lauter bis zur Gomadinger Markung ist der Gestüts-Commission überlassen. Der Ort liegt an den Abhängen des schmalen Thalgrundes; auf der rechten Seite befindet sich das ehemalige Kloster, jetzt der Gestütshof, von Mauern umgeben, auf der linken Seite stehen die andern Häuser.

Die Einwohner sind Insassen, welche nur weniges Grundeigenthum haben, und sich theils davon und den ihnen pachtweise überlassenen Gütchen, theils als Tagelöhner nähren. Eine Mahlmühle und eine Ziegelhütte, beyde Erblehen, sind fast das einzige Gewerbe . . .

Den alten Weiler Offenhausen traf dasselbe Schicksal, wie früher den Weiler Zwiefalten: die Einwohner mußten auswandern, und da der Ort in einem gar üblen Rufe stand, so soll Kaiser Friedrich sogar befohlen haben, ihn zu zerstören. Den schlimmen Ruf des Orts theilte nachher auch das Kloster, worin nach ältern Berichten kaum zu verhüten war, daß nicht «die Wände von kleinen Kindern beschrieen wurden».

Betrachtungen über das, was man am Ulmer Münster nicht sieht

Charles W. Fabry

Die Wandlungen des Ulmer Münsters

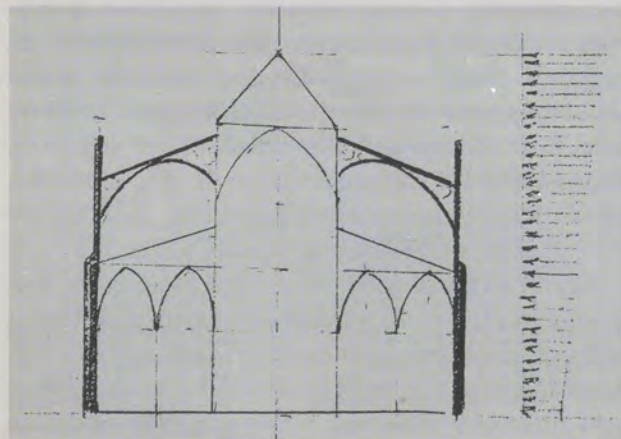
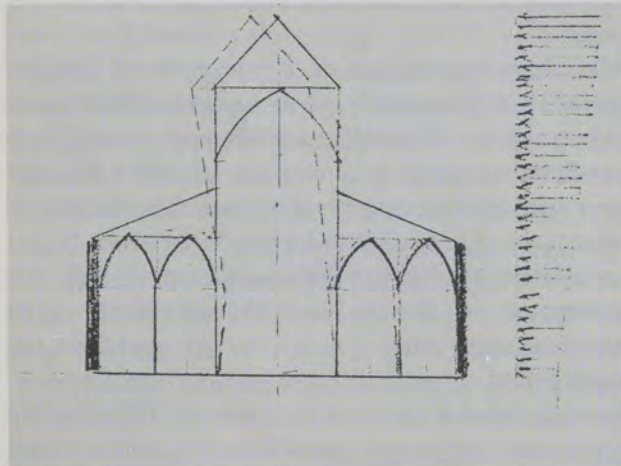
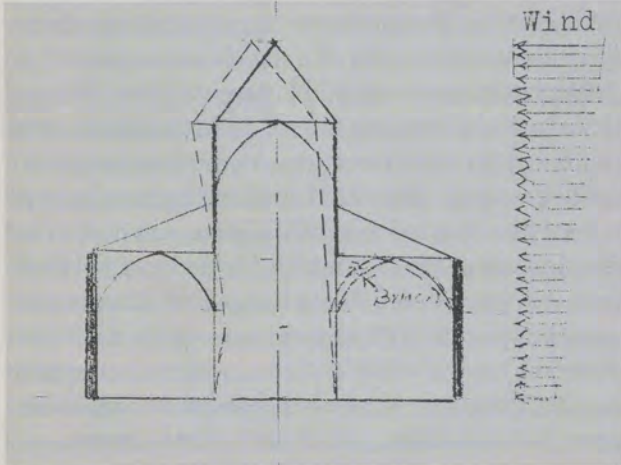
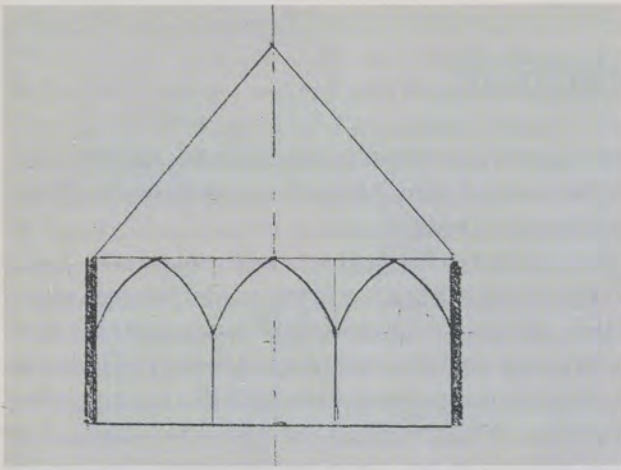
Wir haben die Kirche mit dem höchsten Turm in Deutschland. Drei Meter höher als die Türme vom Kölner Dom! Soll man da nicht stolz sein? Die Ulmer waren es; denn Prestigedenken war der Anlaß zu dieser baulichen Leistung, die geniale Baumeister für sie vollbracht hatten. Aber es ist nicht so sehr der Turm, der zwar das Stadtbild beherrscht, als die 40 Meter hohe Halle des Mittelschiffes, die atemberaubenden Eindruck auf den eintretenden Besucher macht. Die 20 Meter hohen Seitenschiffe mit ihren 14 Meter hohen Fenstern verstärken noch die himmelanstrebende Wirkung dieses – man darf es wohl schon sagen – heroischen Bauwerks. Und dabei steht es auf so festen Füßen, daß kein Sturm und kein Erdbeben es in den mehr als 600 Jahren seines Bestehens umwerfen konnte. Kann man sich vorstellen, daß unter den -zigtausend Sandsteinquadern, aus denen es besteht, kein einziges Quaderpaar vorhanden ist, dessen Fuge unter Zug steht? Alle drücken sie gegenseitig aufeinander. Sie würden es auch ohne Mörtel tun. (Der Mörtel hat nur die Aufgabe der Schubsicherung.) Für den Turm mag das noch leicht vorstellbar sein, der stellt ja schließlich eine Art senkrecht stehende Säule dar, bei der man die Steine nur aufeinanderzu«türmen» hatte. Aber bei der Halle, dem riesigen, weitgespannten Hohlkörper?

Gewölbe hatte man schon in vorchristlicher Zeit gebaut, aber nur als Brücken über Flüsse und Bäche, wo man feste Auflager an beiden Ufern fand, die dem Seitenschub des Gewölbes genug Widerstand boten, ohne sich zu verschieben. Es gehörte schon Wagemut dazu, Gewölbe zu bauen, die sich gegen hohe Pfeiler abstützen. Aber man machte die Pfeiler eben dick genug, so daß sie nicht umkippen konnten. Man hatte damals, als man im Jahre 1377 anfang zu bauen, schon eine gewisse Erfahrung. Es gab schon überwölbte Räume größerer Spannweite, an denen die Baumeister ihr Können bewiesen hatten. Man fing ja auch mit einem bescheidenen Entwurf an. Ursprünglich hatte man eine einfache dreischiffige Hallenkirche geplant, wie sie in Bild 1 skizziert ist. Dies entsprach dem damaligen Stand der Technik. Mit den drei fast gleich breiten Gewölben konnte man eine fast 50 Meter breite Halle ohne großes Sicherheitsrisiko überdecken und brauchte nur zwei Säulenreihen dazu. Den horizontalen Druck der Seitengewölbe auf die Außenwände konnte

man gut in den 4 Metern Stegtiefe der Außenwandrippen aufnehmen. Man beherrschte die hierfür erforderliche Technik.

Aber – wie es meistens ist, wenn man sich in der Praktizierung bereits erprobter Bauweisen sicher fühlt – warum sollte man nicht einen Schritt weitergehen und anstatt einer bescheidenen Hallenkirche eine weitaus repräsentativere Basilika bauen, indem man das Mittelschiff auf die doppelte Höhe anhub und damit den uns heute noch so beeindruckenden Effekt erzielte. Es war ein mutiges Wagnis der damaligen Baumeister. Die Kirche bekam damit den Querschnitt, wie er in Bild 2 dargestellt ist. Die auf die Arkadenbögen aufgesetzte 1,5 Meter dicke, oben von Fenstern durchbrochene Wand brachte besseren Lichteinfall und damit Aufhellung des Raumes in der Mitte. Natürlich bot die Kirche nun dem Wind eine doppelt so große Angriffsfläche dar. Die Windkraft, die im unteren Bereich von den Häusern der Umgebung zum Teil abgefangen wird, ist in der Höhe stärker. Es wirkt also eine größere Seitenkraft auf die Obergadenwand als auf die Wand des luvseitigen Seitenschiffes. Aber der Wind konnte die Wand nicht umwerfen. Sie stand. Das Wagnis war geglückt.

Allerdings machte sich doch im Laufe der Zeit bemerkbar, daß man sich auf ein gewisses Risiko eingelassen hatte. Es entstanden Risse im Gewölbe eines Seitenschiffes. Was war die Ursache? Man ist gewöhnt, ein Gebäude als starr und unbeweglich zu betrachten. Aber dem ist nicht so. Es ist ein Naturgesetz, daß jede Kraft eine Deformation an dem Körper hervorruft, auf den sie einwirkt, auch dann, wenn wir diese nicht sehen können. So ruft auch ein quer zur Kirchen-Längsachse gerichteter Wind eine Verformung hervor. Diese ist in Bild 2 und 3 übertrieben gestrichelt dargestellt. Unter dem Winddruck wird die luvseitige Obergadenwand von ihrer Berührungsstelle mit dem Gewölbe des Seitenschiffes abgedrückt. Dabei weicht die Auflagerstelle dieses Gewölbes nach dem Kircheninneren zurück. Wenn jedoch an einem Gewölbe ein Auflager nachgibt, dann sacken die Elemente – d. h. die Steine des Bogens – durch, und es entsteht an den Unterkanten ihrer Fugen eine Klaffung, die als Riß in der Verputzhaut sichtbar wird. Wenn erst einmal der Anfang gemacht ist, so vergrößert er sich und nimmt bedrohende Dimension an. Die Oberkante der Gadenwand wird also nach innen gedrückt und drückt nun ihrerseits über das Gadengewölbe und den



Dachstuhl die leeseitige Wand nach außen. Diese lehnt sich aber an die quer verlaufenden Teile des über jedem Hallenjoch stehenden Kreuzgewölbes an und nimmt dadurch die links im Bild übertrieben gezeichnete Form an. Dieser Vorgang geht elastisch vor sich, und sobald der Wind nicht wirkt, kehrt alles in seine Ausgangslage zurück.

Die Feststellung dieser Risse im Seitengewölbe war der Anlaß dafür, daß man etwa hundert Jahre später die Seitengewölbe herausriß und an ihre Stelle in den Jahren 1473 bis 1478 zwei Gewölbe von halber Spannweite einbaute, für deren Stützung man eine weitere Säulenreihe in jedem Schiff aufstellen mußte. So entstand aus der dreischiffigen Basilika eine fünfschiffige (siehe Bild 3). Damit war aber das Hauptübel durchaus noch nicht beseitigt. Die elastischen Bewegungen bei Wind blieben die gleichen. Im Laufe der Jahre oder Jahrhunderte erkannte man dann doch wohl, daß dieser Zustand, der offensichtlich ein ständiges Unbehagen beim Magistrat hervorrief, beseitigt werden mußte. Die geniale Idee des Münster-Baumeisters Trän, der Mitte vorigen Jahrhunderts die Bewegungen der Wandoberkanten sichtbar machte, führte dazu, daß man sich entschloß, nun endgültig etwas zu tun, um diese großen elastischen Bewegungen zu beseitigen. Trän hat – wie berichtet wird – Wasserschüsseln in Höhe der Gadenoberkanten aufgestellt, an deren Oberflächenbewegung man die Bewegungen feststellen konnte. Heutige Nachrechnungen haben ergeben, daß die Ausweichungen der Wandoberkanten in der Größenordnung von 5 bis 6 cm lagen, wenn eine Sturmböe der Windstärke 12 mit 100 Kilometer pro Stunde dort aufprallte.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts – etwa 1856 – entschloß man sich nach langem Für und Wider dazu, äußere Stützen anzubringen, die diese Bewegungen verhindern sollten (siehe Bild 4). Nun bekam die Kirche das Aussehen, das uns auch von anderen gotischen Kirchen vielerorts bekannt ist.

Man baute auf die bislang nur bis zur Dachkante reichenden Pfeiler sog. Fialen auf, die diese bis zur Höhe von rund 40 Metern verlängerten. Durch deren Gewicht vergrößerte sich die Standfestigkeit der Pfeiler, und um auch die letzte Möglichkeit auszuschöpfen, machte man sie aus Sandstein, dessen spezifisches Gewicht mindestens um ein Drittel höher ist als das der Backsteinziegel, aus dem die ganze Kirche gebaut ist. An diese Fialen ließ man die Stütz-

Abb. 1–4: Wandlungen des Ulmer Münsters vom ursprünglichen Entwurf einer dreischiffigen Hallenkirche über die dreischiffige (1377) und die fünfschiffige (1473) Basilika zur fünfschiffigen Basilika mit außenliegenden Stützstreben.

streben anlaufen. Da man keine 20 Meter langen Sandsteinstreben aus einem Stück machen konnte, mußte man sie aus kürzeren Einzelementen zusammensetzen und unterfangen, wofür man ihnen einen brückenartigen Bogen unterbaute. Das Steinmetz-Filigranwerk dazwischen hat nicht nur ornamentalen Sinn, sondern bildet ein wichtiges statisches Element zur Übertragung des Gewichtes auf die Bögen. So erhielt unser Münster die äußerliche Form, wie wir sie heute vor uns sehen.

Ist es nun nur die Größe, die das Münster so interessant macht? Gewiß ist es städtebaulich ein schöner Anblick, wenn man – von Süden her kommend – die Türme und das Langhaus sich gegen die Alb im Hintergrund abheben sieht. Aber in der optischen Wirkung erschöpft sich nicht alles, was dieser Bau in sich einschließt. Wer ahnt schon, daß seine Fundamente im Mittel nur mit 5 Kilogramm pro Quadratmeter auf den Untergrund drücken? Also mit nicht mehr, als eine Dame mit ihrem Stöckelschuh auf den Boden ausübt, wenn sie daran vorübergeht. Und darauf steht ein Koloß mit rund 50 Meter Dachfirshöhe und mehr als 160 Meter Turmhöhe! Ein Pfeiler der Seitenwand wiegt allein mehr als 700 Tonnen. Und doch kann man das heute gebrauchte Wort «Leichtbau» auf diesen Bau anwenden. Setzt man nämlich das Gewicht, das für die Errichtung der Kirchenhalle aufgewendet werden mußte, ins Verhältnis zu dem davon umbauten Raum, so ergibt sich ein Raumgewicht von nur 250 Kilogramm pro Kubikmeter. Dies wird dann verständlich, wenn man sie mit anderen Kirchen vergleicht. Die Frauenkirche in Esslingen z. B., eine Hallenkirche, die etwa um 1400 entstand, wiegt 350 Kilogramm pro Kubikmeter.

Am Ulmer Münster wird deutlich, daß die gotische Bauweise einen wesentlichen technischen Fortschritt widerspiegelt. Der Spitzbogen ist nicht nur eine architektonische Entwicklung, er beruht auf der Erkenntnis, daß man gegenüber einem kreisrunden Bogen eine rund 25 Prozent kleinere horizontale Auflagerkraft erzeugt, wenn man ihn z. B. so konstruiert, daß seine Bogensehnen gleich der Bogen Spannweite sind, wenn er also über einem gleichseitigen Dreieck steht. Hierin liegt der Schlüssel zum damaligen Leichtbau.

Ein Beispiel für technischen Fortschritt und Leichtbau im Mittelalter

Der Spitzbogen

Die Wörter Technischer Fortschritt und Leichtbau sind Prägungen unserer Zeit. Wir können aber nicht

für uns in Anspruch nehmen, daß es ausschließlich Verdienste unserer Zeit sind, im Bauwesen, in der Kunst oder der Wissenschaft fortzuschreiten und unsere Erzeugnisse – seien es nun Kirchenbauten, Hallen, Fahrzeuge oder Gebrauchsgegenstände – leichter zu bauen.

Man stellt sich allgemein unter Leichtbau vor, daß das geschaffene Produkt gewichtlich leichter sei als sein Vorgänger gleicher Art. Leichtbau heißt: kein überflüssiges Gewicht aufwenden, und zwar so, daß an jeder Stelle der Werkstoff bestens hinsichtlich seiner Eigenschaften ausgenutzt wird. Und die wichtigste Eigenschaft bei einem Baumaterial ist seine Festigkeit.

Das Ulmer Münster bietet hier ein Musterbeispiel. Es ist – wie allgemein bekannt – in gotischer Bauweise erbaut. Es ist auch allgemein bekannt, daß die Gotik durch den Spitzbogen gekennzeichnet ist, während die ältere romanische Bauweise den Rundbogen hat. Diese Bögen findet man sowohl in den Deckengewölben als auch in den Fensteröffnungen.

Wenn man einen Spitzbogen mit einem Rundbogen gleicher Spannweite vergleicht, so wird (vgl. die Abbildungen 5a bis c) verständlich, worin der technische Fortschritt vom Rundbogen zum Spitzbogen liegt: Der Spitzbogen, dessen Krümmungsradius gleich der Spannweite ist, ist länger als der kreisförmige Bogen, dementsprechend ist er auch, wenn er genau so dick ist wie dieser, schwerer, und dies um 33 Prozent. Also scheinbar kein Schritt auf den Leichtbau zu. Nun gibt es im Bauwesen ein sehr einfaches Kriterium für die Beurteilung eines Baues, das ist das sogenannte Raumgewicht, also das Gewicht, das man aufwenden muß, um einen Raum (Halle, Kirche, Wohnhaus) zu umfassen. Der Spitzbogen, dessen Pfeilhöhe um 72 Prozent größer ist als die des Kreisbogens, umfaßt dadurch 56 Prozent mehr Raum als dieser. Dies wirkt sich so aus, daß sein Raumgewicht um 17 Prozent kleiner ist als das des Rundbogens. Also doch Leichtbau!

Es erscheint paradox, wenn durch Gewichtserhöhung Leichtbau erreicht werden soll. Es wird jedoch klar, wenn man einmal die Kräfte betrachtet, mit denen sich ein Spitzbogengewölbe gegenüber einem Rundbogengewölbe auf seine Umgebung abstützt. Jedes Gewölbe übt außer seinem senkrecht wirkenden Gewicht einen seitlichen Schub aus, mit dem es das tragende Bauelement zur Seite schieben will. Der Spitzbogen wirkt mit einer um 25 Prozent geringeren horizontalen Schubkraft auf sein Lager als der Rundbogen. Wenn sein Auflager nun in 30 Meter Höhe an der auf Säulen stehenden Kolonnadenwand des Mittelschiffes liegt, so spielt es eine

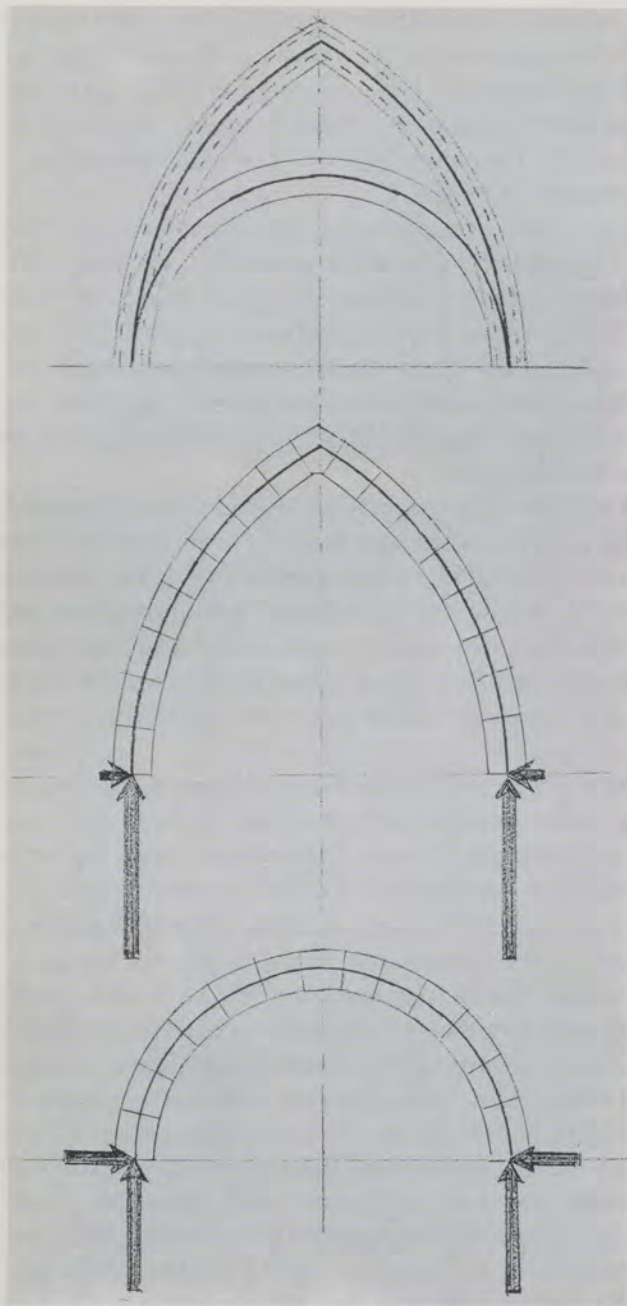


Abb. 5: Kräfte an Rund- und Spitzbogen

erhebliche Rolle, ob die Kippkraft an dieser Stelle um 25 Prozent kleiner ist oder nicht.

Die Aufnahme des größeren Gewichtes macht keine Schwierigkeiten. Im Gegenteil, das Mehrgewicht wirkt sich sogar in einer Erhöhung der Standfestigkeit aus. Diese Kraftwirkung ist in der Abbildung 5 durch die etwa proportionalen Längen der Kraftpfeile angedeutet. Hier wird die erleichternde Wirkung des scheinbaren Paradoxons deutlich.

Hinzu kommt eine entscheidende Tatsache. Die Dicke eines Spitzbogens braucht aus statischen Gründen nicht – wie eingangs angenommen – gleich der des angenommenen Rundbogens zu sein. In der obersten Figur der Darstellung ist dies durch die punktiert eingezeichneten Linien angedeutet.

Die Dicke der Gewölbe des Ulmer Münsters betragen nur rund 16 Zentimeter.

Der Übergang vom Rundbogen zum Spitzbogen ist nicht nur eine architektonische Wandlung, er ist ein genialer Fortschritt gegenüber der gedrungenen romanischen Bauweise. In einer Zeit, als Stein und Holz die einzigen Werkstoffe im Bauwesen waren, ist dieser Schritt um so bedeutender, als sich darin die bessere Ausnutzung des Materials dokumentiert. Es entstand Leichtbau in einer Zeit, als man dieses Wort noch gar nicht kannte. An unserem heutigen Beurteilungsmaßstab «Kilogramm pro umbauten Kubikmeter Raum» gemessen kommt dies in der Zahl 250 kg/m^3 zum Ausdruck, die weit unter denen vergleichbarer Bauwerke jener Zeit liegen, die 350 bis 450 kg/m^3 aufweisen. Der Spitzbogen war der Schlüssel zum Leichtbau.

Gewölbe

Im Mittelalter stand die Gewölbekunst in hohem Ansehen. In unserer heutigen Zeit werden echt freitragende Gewölbe nur noch in den Kartoffelkellern schwäbischer Wohnhäuser gebaut. Was man sonst an Gewölben vorfindet, ist Scheingewölbe aus Gips und Drahtgeflecht, das an darüber befindlichem Gebälk aufgehängt ist. In den letzten Jahrzehnten wurde ein Gewölbe entwickelt, das so zu nennen fast als Blasphemie gegenüber der hohen mittelalterlichen Kunst des Wölbens erscheinen mag, das aber in statischer Hinsicht eng damit verwandt ist, allerdings mit entgegengesetztem Vorzeichen. Es ist die Traglufthalle. Durch die Belastung vom inneren Überdruck herrschen in der gewölbten Haut eines solchen Gebildes Zugspannungen, während das Steingewölbe nur infolge der in ihm herrschenden Druckspannungen stabil ist. Ebenso sind die Lagerkräfte gegensätzlich orientiert. Dort wo nach außen und unten gerichtete Kräfte die Traglufthalle am Boden halten, wirken beim freitragenden Steingewölbe nach innen und oben gerichtete Kräfte, die es am Herunterfallen und dem Nachder-Seite-Wegrutschen hindern. Da ein Steingewölbe seine nach unten gerichtete Last aus dem Eigengewicht selbst tragen muß, so muß es eine gewisse Dicke haben, um nicht einzuknicken. Diese soll aber so klein wie möglich gehalten werden, damit der horizontale Seitenschub im Auflager, der ja bei einem Deckengewölbe in großer Höhe auf die Wand wirkt, nicht unnötig groß wird. Hier kommt die erleichternde Wirkung des Spitzbogens voll zum Tragen.

Aber auch eine andere Möglichkeit ist in den steinernen Deckengewölben genutzt worden, die zu-

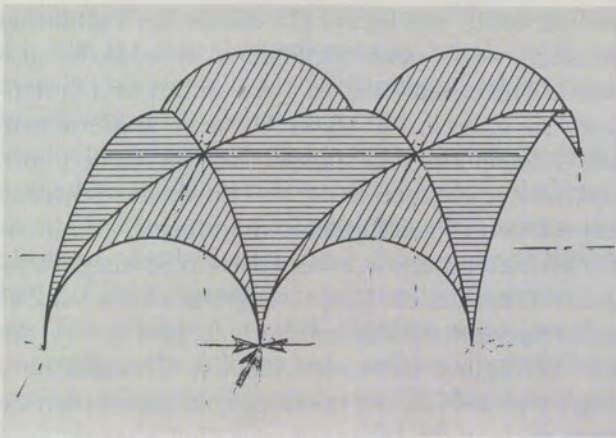


Abb. 6: Wo zwei rechtwinklig zueinander stehende Gewölbe sich durchdringen, entsteht ein Kreuzgewölbe.

dem der dekorativen Architektur ein weites Feld eröffnete. Es ist dies die Entwicklung des Kreuzgewölbes. Es entsteht, wenn zwei rechtwinklig zueinander stehende Gewölbe sich durchdringen. So sind die über jedem Joch des Mittelschiffes vorhandenen kuppelartigen Gebilde entstanden, deren Grundform im Bild 6 dargestellt ist. Die Schnittkanten bieten sich zur architektonischen Ausgestaltung von Rippen an, die zugleich eine Teilfunktion als Tragelemente übernehmen. Entscheidend ist aber, daß nun nur der längsorientierte rautenartige mittlere Gewölbeteil mit halbem Seitenschub in seinem Auflager quer auf die Wand wirkt, während die Auflagekräfte der quergerichteten Gewölbeteile in die Kirchenlängsrichtung fallen und sich gegenseitig aufheben.

Es mag beim ersten Hinschauen die Vielzahl der Rippen und deren Verlauf den Betrachter zunächst verwirren, zumal auch noch Rundöffnungen im First vorhanden sind, an denen diese anlaufen, dennoch geht alles auf die gezeigte Grundform zurück. Die Ulmer Gewölbe bieten ein Beispiel für geniales Zusammenwirken zwischen Architektur und statischer Notwendigkeit.

Wände und Wandpfeiler

Die Standfestigkeit des Münsterbaues ist einzig und allein gewährleistet durch die Standfestigkeit der Außenwände. Sie haben seit nunmehr mehr als sechs Jahrhunderten allen Kräften widerstanden, die auf sie wirken: Sturm, Erdbeben, dem Seitenschub der Gewölbe des Mittelschiffes, der über die Schrägstreben auf sie übertragen wird, und in unserem Jahrhundert dem Explosionsdruck der in das Münster gefallenen Luftmine des letzten Weltkrieges.

Die Wand des 70 Meter langen Langhauses wird gestützt von elf Pfeilern, die zusammen mit der

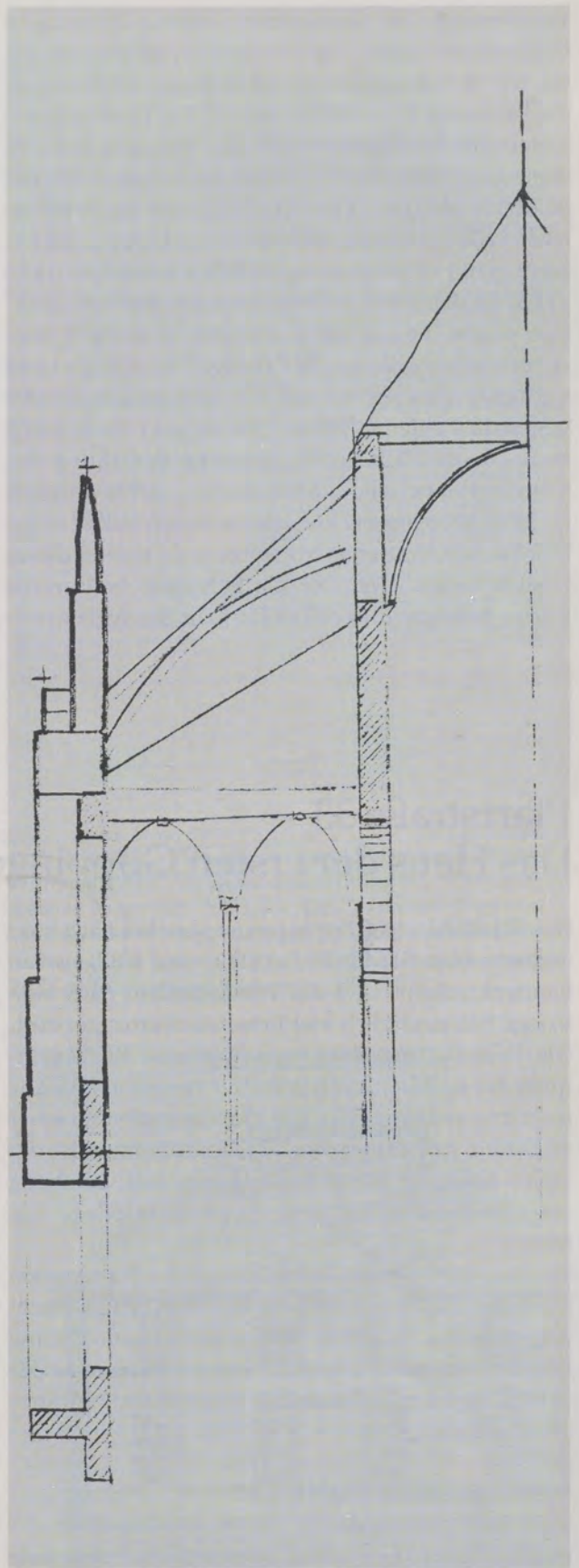


Abb. 7: Schnitt durch das System aus Wänden, Pfeilern und Streben, durch das die Standfestigkeit des Baus gewährleistet wird.

Wandmauer im Fundament einen T-förmigen Querschnitt bilden, wie dies in Bild 7 gezeigt ist. Alles, was sich zwischen diesen befindet, lehnt sich an die Pfeiler an. Dies trifft in erster Linie für den Obergraden des Mittelschiffes zu, der mit dem auf ihm stehenden Dach die Pultdächer der Seitenschiffe um 20 Meter überragt. Der Wind, der auf diese Fläche trifft, will die Mittelschiffwände umkippen, und er kann es nur deshalb nicht, weil die Gaden-Luvwand sich über das Mittelgewölbe und die Dachkonstruktion gegen die Leewand abstützt, und diese wiederum sich – solange die Schrägstreben noch nicht vorhanden waren – über die Seitenschiffgewölbe gegen die Pfeiler anlehnte. Erst als man die dadurch bedingte ziemlich große elastische Bewegung des Mittelschiffoberteiles zu vermeiden suchte und sich im Jahre 1856 anschickte, diesen durch außen angebrachte Schrägstreben zu stützen, da wurde dieses Übel beseitigt. Um aber die Schrägstreben an die Pfeiler heranzuführen, mußte man die Außenpfeiler,

die bisher nur bis zur Dachkante der Pultdächer reichten, nach oben verlängern. Man baute also kleine Türmchen – Fialen – auf sie auf und verlängerte sie so bis auf 40 Meter. Dabei vergrößerte man ihr Gewicht von 600 Tonnen auf 725 Tonnen, also um rund 20 Prozent. In der weisen Voraussicht, daß ein schwerer Pfeiler größere Standfestigkeit hat als ein leichter, hatte man die Fialen in Sandstein ausgeführt, der um ein Drittel schwerer ist als das Ziegelmauerwerk der Pfeilerunterteile, und so – bei der zur Verfügung stehenden kleinen Grundfläche – das Beste an Wirkung herausgeholt, zumal man sie auch noch an die Innenseite der Pfeiler setzte. Man erreichte auf diese Weise eine Erhöhung der Standfestigkeit um 15 Prozent und konnte es nun wagen, den Seitenschub aus dem Mittelschiff statt in 20 Meter in 25 Meter Höhe aufzunehmen. Ohne diese Maßnahme hätte das Ulmer Münster die Belastungen des Zweiten Weltkrieges mit Sicherheit nicht überstanden.

Pfarrstraße 33 Das Haus der ersten Göppinger Synagoge

Walter Keller

Das Stadtbild von Göppingen ist ohnehin nach zwei verheerenden Stadtbränden (1425 und 1782) arm an Baudenkmalern. Und der Wiederaufbau nach dem Kriege hat zusätzlich viel Erhaltenswertes zerstört. Die heimat- und denkmalschützende Rückbesinnung der letzten Jahre hat auch in der «nüchternen» Industriestadt am Fuße des Hohenstaufen zu einer stärkeren Beachtung des «Heimatschutzes in der Stadt» und zur Wiederentdeckung und -belebung von Stadtgeschichte und Baudenkmalpflege geführt.

Stadtverwaltung und Gemeinderat der Stauferstadt haben im Zusammenwirken mit dem Bürgerverein Göppingen e. V. einen neuen tatkräftigen Anfang gesetzt. Als erste wichtige Baurenovierungsmaßnahme sei hier die Erhaltung des Hauses Pfarrstraße 33 aufgezeigt.

Die Baugeschichte des Hauses

Das Haus wurde im Jahre 1869 von Schreinermeister Boger erbaut. Es liegt an wichtiger Stelle des Stadtbildes: an der westlichsten Quartierecke der noch im Zusammenhang erhaltenen Bebauung der Innenstadt, die nach dem Stadtbrand von 1782 von Her-

zog Karl Eugen im rechtwinkligen Plan ausgeführt wurde. In der Nähe des Gebäudes befinden sich Schloß, Stadtkirche und Schillerplatz. Das Eckhaus Pfarrstraße 33 steht in engem Zusammenhang mit den umliegenden Eckhäusern und Backsteinvillen aus der Gründerzeit.

1871 reichte der Eigentümer Boger ein Gesuch um veränderte Bauausführung mit einem Vorbau und einem zusätzlichen Stockwerk ein. Das Gebäude sollte der jüdischen Gemeinde der Stadt als Betsaal dienen (Bild Nr. 1). Der Bauplan war beherrscht von dem zweigeschossigen Betsaal (35x33 Fuß) mit seinen hohen, neugotisch anklingenden Bogenfenstern. Der kleine Erker an der Ostwand (für den Schrein der Thorarollen) wurde allerdings (wohl wegen der angrenzenden Schillerstraße) nicht genehmigt. Im Erdgeschoß befand sich noch eine kleine Eingangs- und Sammlungshalle sowie das Sakristeizimmer. Im Zwischengeschoß ist eine Viertelempore zu erkennen. Das 2. Geschoß diente dem Rabbiner als Wohnung, ihr war noch ein Schulungszimmer vorgelagert.

Nach Aron Tänzer (Geschichte der Juden in Jebenhäusern und Göppingen, S. 487/488) war dies die erste als Synagoge gestaltete Räumlichkeit der israeli-

tischen Gemeinde in Göppingen, nachdem seit 1867 ein Saal für den Gottesdienst nur behelfsmäßig in zwei Wohnungen in der Schützenstraße 2 untergebracht war.

Die ersten Göppinger Juden hatten sich in Auswirkung der Gesetze von 1848 (welche den Juden Freizügigkeit bescherte) niedergelassen. Sie kamen vor allem aus der bedeutenden Judengemeinde Jebenhausen (bei Göppingen) und wurden besonders in der Textilindustrie schnell führend tätig. Der Zustrom steigerte sich so rasch, daß im Jahre 1867 die erste israelitische Gemeinde mit 174 Mitgliedern gebildet wurde.

Fünf Jahre nach Gründung ihrer Gemeinde konnten die Göppinger Juden also ihre erste Synagoge in der Pfarrstraße 33 beziehen. Zehn Jahre blieb das Gebäude Gotteshaus der Jüdischen Gemeinde, bis im Jahre 1882 die «Alte Synagoge» auf die Evangelisch-Methodistische Kirchengemeinde überging, welche dort ihre Gottesdienste und Singstunden bis zum Jahre 1885 abhielt.

In den folgenden Jahren hat Schreinermeister Boger dann ein weiteres Baugesuch eingereicht: nachdem das Haus nicht mehr sakral genutzt wurde, sollte zwischen 1. und 2. Geschoß eine tragende Decke eingezogen und das Gebäude in ein Wohn- und Geschäftshaus umgestaltet werden. Die Bogenfenster wurde herausgenommen, eine klassizistische Front mit Erker an der Straßenecke (Süd-Ost) entworfen (Bild Nr. 2).

Nach diesen Plänen wurde die Pfarrstraße 33 Ende des ausgehenden Jahrhunderts umgebaut. Mit dem gegenüberliegenden Gebäude Pfarrstraße 31 (Evang. Dekanatamt), das ebenfalls einen Eckerker aufweist, bildete es nunmehr ein Ensemble an der Auffahrt der Schillerstraße (Bild Nr. 4; im Hintergrund das Göppinger Schloß). Das Gebäude wurde dann bis vor ca. sechs Jahren privat genutzt, es war zuletzt Mietshaus. Nachdem es zusehends verfallene und die letzten Mieter auszogen, bot das inzwischen von der Stadt erworbene Haus nur noch ein beklagenswertes Bild (Bild Nr. 3).

Das Ringen um die Erhaltung

Die Stadt Göppingen hatte das Haus im Jahre 1975 zunächst «auf Vorrat» gekauft. Die Instandsetzungskosten wurden auf rund eine halbe Million DM geschätzt, weshalb die Verwaltung einen Abbruch plante, der jedoch am Einspruch des Landesdenkmalamtes scheiterte. Die Denkmalpflege war der Auffassung, daß es sich bei dem Eckhaus um ein Beispiel eines Mietshauses aus der Gründerzeit handle, dessen Erhaltung auch wegen der übrigen baulichen Um-



Abb. 1 (oben): «Plan für die Herstellung eines neuen Wohngebäudes mit Betsaaleinrichtung für Schreinermeister Boger hier, 1871.» – Abb. 2 (unten): Plan von 1895 für den Umbau nach dem Wegfall der sakralen Nutzung durch die jüdische (bis 1882) und die evangelisch-methodistische Gemeinde (bis 1885)

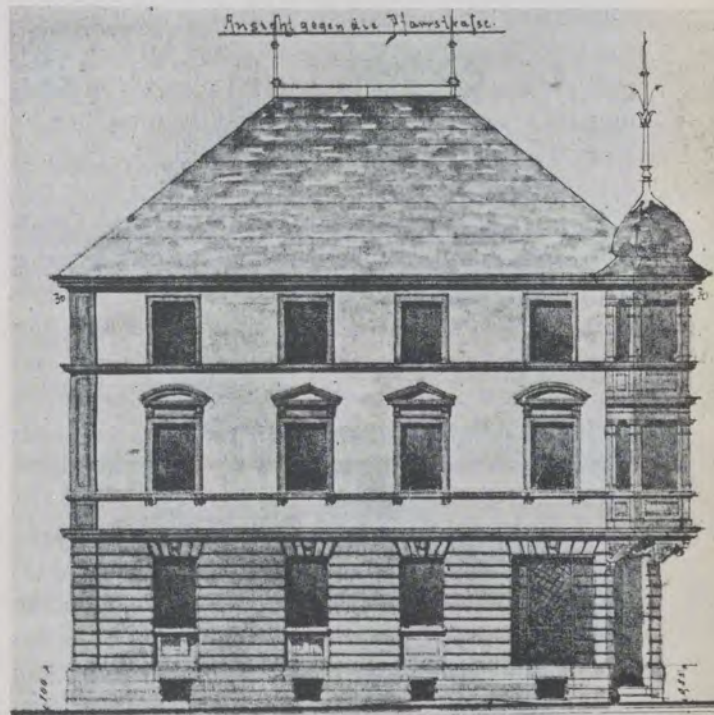




Abb. 3: Auch im total heruntergewirtschafteten Zustand sind die Qualitäten des Baus noch zu erkennen – ein Abbruchkandidat wie es viele in unseren Städten gibt.

gebung in Schloßnähe notwendig sei. Die Stadt konnte sich dennoch wegen der zu erwartenden hohen Kosten nicht zu einer Renovierung entschließen. Inzwischen hatten die Polizeidirektion und das Finanzamt ihr Interesse als mögliche Nutzer bekundet. Jahr um Jahr verging, der Zustand des Gebäudes – Fenster und Eingänge waren inzwischen notdürftig vernagelt – verschlechterte sich drastisch. Angebote von privater Seite, das Haus als Generalunternehmer im Interesse der Stadt zu sanieren, scheiterten an rechtlichen Bedenken der Verwaltung. Die Kostenschätzungen für eine Rettung lagen mittlerweile bei 1,5 Millionen DM. Erst als im Sommer 1979 nach einer Presseveröffentlichung im Rathaus die Zuschrift einer ehemaligen Bewohnerin des Hauses einging, die von der früheren Rolle des Hauses als Synagoge berichtete, erhielten die Erhaltungsbemühungen nicht nur neuen Auftrieb, sondern eine andere Dimension. Was bisher nämlich auch den Fachleuten unbekannt war, rief nun den damaligen Oberbürgermeister Dr. König auf den Plan: er warf die Frage auf, ob das Haus mit einem jüdischen Betsaal oder zumindest einem Dokumentationsraum für die Geschichte der Juden im Filstal restauriert werden könnte. Der Landesrabbiner Dr. Bloch erklärte aber, daß eine einmal aufgegebene Synagoge nach dem Gesetz der Juden ihren sakralen Charakter verloren habe und auch kein Bedarf an einem jüdischen Kultraum bestünde. Und ohne das ausdrückliche Interesse der Vertreter des jüdischen Glaubens wollte die Stadtverwaltung nicht einseitig

tätig werden, weshalb die Pläne einer sakralen oder musealen jüdischen Begegnungs- und Gedenkstätte aufgegeben wurden.

Die Renovierung durch den Bürgerverein

Seit seiner Entdeckung als frühere Synagoge war das Haus zu einem Kulturdenkmal nach § 2 Landesdenkmalschutzgesetz geworden – allerdings nur zu einem nicht eingetragenen. Ein Abbruch war nicht mehr denkbar, eine Renovierung aber schien mangels finanzieller Mittel und eines Bauträgers ebenfalls nicht möglich. In diesem fast ausweglosen Stadium – es war inzwischen Mai 1981 geworden – konnte der erst wenige Monate zuvor gegründete Bürgerverein Göppingen e. V. sich für das Gebäude engagieren. Seine Zielsetzung ist u. a. *die Erhaltung eines der Geschichte dieser Stadt und dem ästhetischen Sinn ihrer Bürger entsprechenden Stadtbildes unter Rettung der noch vorhandenen gewachsenen Baustruktur . . .* (Gründungsaufruf des Bürgervereins vom Februar 1981).

Der Bürgerverein erwarb über seine Tochter, die Gemeinnützige Denkmal- und Stadtbild Stiftung

Abb. 4: Nach der Wiederherstellung bildet das ansehnliche Gebäude wieder mit seinem ebenfalls erker- geschmückten Gegenüber ein Ensemble am Zugang zur Schillerstraße. (Im Hintergrund ist das Göppinger Schloß zu erkennen.)



GmbH, das Haus von der Stadt Göppingen. In diffizilen Verhandlungen konnte das Vertrauen in eine gemeinnützige Bürgeraktion gewonnen werden, so daß endlich im Juni 1981 alle privat- und öffentlich-rechtlichen Schwierigkeiten beseitigt waren: das Gebäude wurde einer nur 5½ Monate dauernden grundlegenden Renovierung unterzogen. Die gesamte Statik wurde mit Ringankern gesichert. Innen- und Außenwände, Dach, Böden, Türen, Fenster und die gesamten Installationen wurden erneuert. Sämtliche am Bau beteiligten Handwerker konnten am Stammtisch des Bürgervereins regelmäßig ihre Gewerke aufeinander abstimmen, was Fehlplanungen und Überschneidungen vermied und damit Zeit und Kosten sparte. Jeder Handwerker gab in der Anwendung alter Bauwerkskunst sein Bestes. Die Meisterklasse des Stukkateurhandwerks übte und demonstrierte die Fertigung der Stuckdecken. Aus der zum Abbruch bestimmten Handlungsschule am ehemaligen Stadtgraben wurden Wandschränke, Treppenstufen, Geländer, Leuchten und Gittertore verwendet. Die Fassade wurde in enger Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt im ursprünglichen klassizistischen Stil mit unterteilten Fenstern, Klappläden und Holzgesimsen wiederhergestellt (Bild Nr. 5). Die bauliche und stilistische Planung und Bauaufsicht hatte in aufopfernder Weise und mit großem Können Frau Marlies Weirich, Vorstandsmitglied des Bürgervereins, durchgeführt.

Die Baukosten mußten in voller Höhe finanziert werden, sie blieben jedoch weit unter den letzten Kostenschätzungen der Stadt, obwohl beste Ausführungsqualität verwirklicht wurde.

Als Mieter ist zunächst die Göppinger Kriminalpolizei eingezogen, deren dringender Raumbedarf in der Nähe der anderen Polizeigebäude gedeckt werden konnte. Das Haus ist aber nicht auf ewig als Behördengebäude angelegt, die Planung trug einer späteren Umwandlung in drei Wohnungen Rechnung. Inzwischen ist das Haus Pfarrstraße 33 reprivatisiert, das heißt an eine Göppinger Familie verkauft worden, die Erhaltung der historischen Fassade ist vertraglich gesichert. Der betriebswirtschaftliche «Gewinn» der Stiftung GmbH kommt weiteren gemeinnützigen Aufgaben des Bürgervereins bei der Stadtbildverbesserung, Schaffung von Wohnungen in der Innenstadt, Einrichtung eines Kindergartens im Bodenfeld etc. zugute. Nebenbei



Abb. 5: Nach Bausubstanz, stilgerechter Wiederherstellung und städtebaulicher Situation ist das Haus Pfarrstraße 33 in Göppingen eines von vielen Beispielen, als Gebäude der ehemaligen Synagoge hat es besondere geschichtliche Bedeutung; einzigartig aber ist seine Wiederherstellung durch eine Stiftung, die von einem Bürgerverein eingerichtet worden ist.

sei erwähnt, daß für das Haus Pfarrstraße 33 einige Bilder Göppinger Künstler (Klaus Heider, Heinz Nowak, Hermann Schwahn) vom Bürgerverein als Leihgaben angeschafft und den Mietern überlassen wurden. Zusammen mit weiteren geplanten Erwerbungen des Bürgervereins könnten diese Werke einmal ein Beitrag für eine Göppinger Galerie sein. So ist die Erhaltung des Gebäudes Pfarrstraße 33 zu einem Beispiel der Rückbesinnung nicht nur auf das Stadtbild, sondern auch auf die neuere Geschichte und Kultur der Stadt Göppingen geworden.

Quellen

- Stadtarchiv Göppingen
- Bauakten des Bauverwaltungsamts
- Karl Kirschmer: Die Geschichte der Stadt Göppingen
- Aron Tänzer: Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppingen. Berlin 1927
- Karl Wöhrle: Göppinger Häuserchronik 1784–1970. (Veröffentlichung des Geschichts- und Altertumsvereins 1972)

Aus der württembergischen Metzgergeschichte Zunft- und Schauordnungen in Württemberg

Kurt Nagel

Das Handwerk der Metzger muß nach den Ausführungen von Christoff Weigel in dem Ständebuch von 1960 das allererste in der Welt gewesen sein. Er führt u. a. dazu folgendes aus: *Dann obwohl auch die Kürschner um solche Ehre und Vorzug streiten, weil Gott denen ersten Menschen Adam und Eva Röcklein aus Fellen gemacht, jedoch müssen Sie selbst bekennen, daß man zuvor die Lämblein schlachten und metzgen muß, ehe man die Felle von ihnen haben kan . . .*

Die erste bekannte Zunftordnung für das Fleischerhandwerk stammt vom Basler Bischof Liutold II aus dem Jahre 1248. Mit zu den ältesten württembergischen Zunftordnungen dieses Handwerks zählen die Ulmer und die Geislinger. Der Ulmer Zunftbrief von 1491 bestimmt, daß niemand in Ulm metzgen darf, *als wer Mitglied der Metzgerzunft ist, und jeder Metzger darf metzgen, was und wieviel er will.* (In den folgenden Jahrzehnten wurde diese Freizügigkeit meist sehr stark eingeschränkt.) Außerdem sollen die Metzger *alles Fleisch zum Verkauf auftragen und nichts hinhalten, das Fleisch freundlich aushauen, Häupter und Gelenke ungewogen verkaufen und kein Kalbfleisch ins Wasser legen.*

Im Grundsatz gehen die mittelalterlichen Zunftordnungen Württembergs davon aus, daß das Fleisch so billig wie eben möglich zum Verbraucher gelangen soll. Daher ist beispielsweise jeder Zwischenhandel untersagt.

Die Schauordnungen Württembergs zeichnen sich durch strenge Anforderungen an das Schlachten, die Herstellung der Würste und das Verkaufen von Wurst und Fleisch aus. In einzelnen Schauordnungen wird bestimmt, daß alle Würste nur aus Schweinefleisch hergestellt werden dürfen. Das Verarbeiten von Schweineschwarten in der Leberwurst war ausdrücklich verboten. Minderwertiges Fleisch wurde auf der «Stang» verkauft (der heutigen Freibank). Ungenießbares Fleisch und verdorbene Würste wurden vernichtet; lag die Stadt an einem Fluß, wurde dieser zur Abfallbeseitigung verwendet. Das Hausieren mit Fleisch wurde streng verboten, und alles Fleisch war ungestückelt zur Schau in die Metzgi zu bringen.

In der württembergischen Metzgergeschichte wird des öfteren von gerichtlichen Auseinandersetzungen zwischen Rinder-, Schweine- und Hammelmetzgern berichtet. Während die Rindermetzger sich verstärkt um das Schlachten von Schweinen und damit die Produktion von Würsten bemühten, ging es den Schweinemetzgern um das Metzgen

und den Verkauf von Rindern. Eine Anfrage vom Tübinger Obermeister der Rindermetzger bei seinem Stuttgarter Kollegen hinsichtlich der Herstellung von Knackwürsten wurde von diesem wie folgt beantwortet (Auszug): *Hochedler, insbesondere hochgeehrter Herr Obermeister! Auf die an uns gemachte Anfrage, ob die hiesigen Rinder-Metzger auch Knackwürste machen dürfen oder nicht, geben wir Auskunft dahin, daß die Machung dergleichen Würste nur allein den Schweinemetzgern zukommen und die hiesigen Rindermetzger keine verfertigen dürfen. Überhaupt würde man es von seiten der hiesigen Schweinemetzger als unerlaubten Eingriff in ihren Beruf ansehen und bei einer vorkommenden Klage die Schuldhaften allerdings mit einer Strafe von Handwerks wegen belegen, denn Knackwürste können nicht allein von Rindfleisch gemacht, sondern es muß auch Schweinefleisch dazu genommen werden. Auf diese Art würden also die Schweinemetzger in ihrem Beruf beeinträchtigt und ihnen ein großer Schaden zugehen. Euer Hochedel Dienstergebenste Metzger-Ober-Meister zu Stuttgart, gez. Johannes Friedrich Linser, Johann Friedrich Autenriedit.*

Die in der Auseinandersetzung angesprochenen Knackwürste hatten in Württemberg längst nicht die Bedeutung der Bratwürste, Leber- und Blutwürste. Alle Würste wurden bis Ende des 16. Jahrhunderts vorwiegend geröstet bzw. warm gegessen. Nachfolgend eine alte Rezeptur für Bratwürste: *Die Bratwürste, Botulas, Samisse, werden aus Schweinefleisch, Speck, und allerhand Gewürzte zubereitet. Darzu nimmt man vom Schweine die Lendenbraten, und das kurze Halßfleisch, hacket dieses durch einander gantz klein, mischet würflich geschnittenen Speck, halb gar gestoßenen Pfeffer, geriebene Citronenschalen, und ein wenig Wein drunter, und saltzet zugleich was recht ist; nimmt ferner Schweinsdärmer, streisset solche sauber aus, auf daß sie fein helle werden, füllet das zubereitete Gehackte durch einen Wurstbügel hinein, machet sie drey Viertel Ellen lang, und hängt sie hernach zusammen gebunden an ein Stänglichen auf, damit sie trocknen.*

Wenn Fleischmangel eintrat, wurde gelegentlich den einzelnen Metzgergruppen erlaubt, auch nicht typisches Vieh zu schlachten. So beschloß der Tübinger Magistrat 1755, daß jeder Schweinemetzger an jedem Fleischtag – es gab drei in der Woche – neben den Schweinen auch ein Kalb metzgen dürfe. In Friedenszeiten war in Württemberg meist genügend Vieh vorhanden. In den Städten wurde trotz der Gemeindeweide und den eigenen Weiden der Bürger oft das freie Umherlaufen der Tiere beklagt.



Das goldene Zunft-Öchsle der Tübinger Metzger

Felix Fabri schreibt beispielsweise, daß es keine reinlichere Stadt als Ulm gäbe, würden nicht durch die vielen Schweine die Gassen verunreinigt und die Luft verdorben. Daß Ulm die Stadt der Schweine

war, geht u. a. daraus hervor, daß Graf Eberhard von Württemberg dem Ulmer Bürger Georg Benz in Cannstatt auf einmal eine Herde von 1600 Schweinen abkaufte.

Die Metzgerordnung von 1798 aus Ulm gibt einen näheren Einblick in die Bestimmungen für das Metzgerhandwerk Ausgang des 18. Jahrhunderts in der Reichsstadt; daraus sind aber auch Rückschlüsse zu ziehen auf die Verhältnisse in Württemberg:

1. Ein Ochsenmetzger soll berechtigt sein, wöchentlich 2 Ochsen zu schlachten, im Übertretungsfalle solle von jedem weiteren Schlachten 5 Gulden Strafe erlegt werden.
2. Es soll hierfür kein Ochsenmetzger das Kuhfleisch unter dem Ochsenfleisch verkaufen, wer dawider handelt, solle das erstemal um 2 Gulden, bei wiederholtem Male aber doppelt bestraft werden.
3. Es solle kein Ochsen- oder Kuhmetzger einen Ochsen oder Kuh einkaufen und wieder verkaufen, bei Strafe von 4 Gulden von jedem Stück.
4. Ein Kuhmetzger darf wöchentlich 3 Stück schlachten, wer dawider handelt, soll für jedes weitere Stück 4 Gulden Strafe zahlen.
5. Ein Schweinemetzger ist berechtigt, wöchentlich 4 Stück zu schlachten, wer dawider handelt, 5 Gulden Strafe.
6. Dem Kalbsmetzger wird gestattet, wöchentlich 12 Kälber zu stechen, jedes weitere Stück ein Gulden Strafe.
7. Die Hammelmetzger dürfen vom Sommer Johannis bis Winter Johannis Hämmel und Schafe stechen, aber nicht länger, sonst 1 Gulden Strafe.
9. Nach Alt Martini soll kein Schaf mehr gestochen werden, 1 Gulden Strafe.
10. Wer mit Kälber oder Schafen, die allhier auf der Weide laufen, handelt, solche kauft und wieder verkauft, der soll für jedes Stück um 1 Gulden gestraft werden.
11. Das Hausieren mit Fleisch solle bei einem Gulden Strafe verboten sein, auch solle das Fleisch nicht auf dem Kuttelmarkt, sondern in der Metzsig verkauft werden.

Die Metzgerpost

Die Metzger wurden schon früh mit dem Privileg der Posthaltung betraut. Dies lag sicherlich mit darin begründet, daß die Metzger meist beritten waren oder mit ihrem Fahrzeug zum Vieheinkauf übers Land fahren und daß man im allgemeinen davon ausgehen konnte, daß sie sich bei einem Überfall wohl ihrer Haut zu wehren wüßten. Der erste Metzgerbote wird im Jahre 1537 genannt. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde im Herzogtum das Postwesen neu geordnet. Danach waren sämtliche Metzger (Meister, Söhne und Gesellen) verpflichtet, Botendienste in Herzogs- und Landesdiensten zu

machen. An jedem Zunftort hatten drei Pferde und drei «metzgerische» Reiter für jeden Fall bereitzustehen, daß die Obrigkeit eines Boten bedürfe. Alle Meister kamen der Reihe nach dran. Die jeweilige Reihenfolge wurde auf der Posttafel vermerkt. Der Name des Zunftmeisters stand auf der Posttafel ganz oben. Er war letztlich für die pünktliche Auslieferung verantwortlich. Die Entlohnung war um so höher, je unwegsamer und unsicherer die Straße war, auf welcher sie reiten mußten. Aus den Annalen der Backnanger Metzgerpost geht hervor, daß die Hin- und Rückfahrt zwischen Backnang und Stuttgart etwa 2 Tage in Anspruch nahm. Übernachtet wurde im «Goldenen Kreuz», in der «Krone» und im «Goldenen Ochsen», der Stammwirtschaft des jungen Schiller. Die Metzgerpost befreite Württembergs Metzgerschaften von den meisten Bürgerfrohnen, ausgenommen davon blieben der Stadtreiterdienst an den Fürstensitzen Stuttgart und Tübingen und im Kriegsfall der Roßdienst sowie das Meldereiter- und Kundschafterwesen.

Im Laufe der Zeit erhielten die größeren Städte ein eigenes Postamt. Es wird in der Geschichte der Metzgerpost Württembergs dann von zahlreichen Auseinandersetzungen der Taxis'schen Postmeister mit den Metzgern berichtet.

Das goldene Zunft-Öchsle der Tübinger Metzger

Das «Goldene Öchsle» wurde im Jahre 1546 aus Dankbarkeit von Herzog Ulrich den Tübinger Metzgern gestiftet. – Was war der Anlaß?

Seit eh und je lag die ehemalige freie Reichsstadt Reutlingen mit dem Herzogtum in Fehde, insbesondere wegen der ständigen gewaltsamen Requirierungen von Vieh, Getreide etc. im Umland der Stadt, die auf die Zufuhr derartiger Lebensgüter aus der Umgebung angewiesen war.

Den Bauern war die Gewißheit der Reutlinger Unterstützung sehr gelegen. So signalisierten die Erms-täler durch Rauchzeichen Ausritte und Übergriffe des Adels von der Burg Hohen-Urach. Als dann Herzog Ulrich seinerzeit von Urach zu seinem weiteren Sitz nach dem Schloß Hohen-Tübingen unterwegs war, kam es auf den Härten zwischen Reutlingen und Tübingen zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen bewaffneten Reutlingern und dem herzoglichen Reiterkorps, das im Verlaufe des Kampfes in arge Bedrängnis geriet. Ihm kamen alarmierte berittene untertanteue Tübinger Metzger zu Hilfe. Durch ihren todesmutigen Einsatz gelang es, die Angreifer in die Flucht zu schlagen und den unversehrt gebliebenen Herzog auf Schloß Tübingen zu geleiten.

Schwäbische Dichter zum Thema Fleisch und Wurst

Nicht wenige schwäbische Dichter haben sich in ihren Werken zuweilen auch mit dem Thema Fleisch und Wurst beschäftigt. Besonders gelungene Verse und Reime zu diesem Thema sind bei Uhland und Mörike zu finden:

Ludwig Uhland

Das Metzelsuppenlied

Wir haben heut' nach altem Brauch
ein Schweinchen abgeschlachtet –
der ist ein abgefeimter Gauch,
wer solch ein Fleisch verachtet.
Es lebe zahm' und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
die blonden und die braunen!

So säumet denn, ihr Freunde, nicht,
die Würste zu verspeisen,
und laßt zum würzigen Gericht
die Becher fleißig kreisen!
Es reimt sich trefflich Wein und Schwein
und paßt sich köstlich Wurst und Durst
bei Würsten gilt's zu bürsten.

Auch unser edles Sauerkraut,
wir sollen's nicht vergessen.
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn solch ein Fleischchen weiß und mild
im Kraute liegt, das ist ein Bild
wie Venus in den Rosen.

Und wird von schönen Händen dann
das schöne Fleisch zerlegt,
das ist, was einem deutschen Mann
gar süß das Herz bewegt.
Gott Amor naht und lächelt still
und denkt: «Nur daß, wer küssen will,
zuvor den Mund sich wische!»

Ihr Freunde, tadle keiner mich,
daß ich von Schweinen singe!
Es knüpfen Kraftgedanken sich
oft an geringe Dinge.
Ihr kennt jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
ein Schwein auch eine Perle.

Weniger bekannt als Uhlands Metzelsuppenlied sind vielleicht die nachfolgenden Verse, die unter harmlosem Titel ebenfalls von Schweinernem handeln:

Eduard Mörike

Alles mit Maß

Mancherlei sind es der Gaben, die gütige Götter den
Menschen
Zum Genusse verliehen sowie für die tägliche Not-
durft.
Aber vor jeglichem Ding begehrt
ich gebratenen Schweinsfuß.
Meine Frau Wirtin, die merkt's:
nun hab' ich alle Tag Schweinsfuß'.
Öfters im Geist ahnt mir:
jetzt ist kein einziger Schweinsfuß
Mehr in der Stadt zu erspähn –
was hab ich am Abende? Schweinsfuß'.
Spräche der König nun gleich zum Hofkoch:
«Schaffe mir Schweinsfuß'!»
Gnade der Himmel dem Mann!
denn nirgends mehr wandelt ein Schweinsfuß
Und ich sagte zur Wirtin zuletzt:
«Nun laßt mir die Schweinsfuß'!
Denn er schmeckt mir nicht wie sonst,
der bräunliche Schweinsfuß.»
Aber sie denkt, aus Zartgefühl nur verbät'
ich die Schweinsfuß'!
Lächelnd bringt sie mir auch heute
gebratenen Schweinsfuß –
Ei so hole der Teufel auf ewig
die höllischen Schweinsfuß'!

Notwendige Vorbemerkung: Im hier folgenden Text wolle der geneigte Leser bitte ausschließlich die Meinung des Verfassers erkennen und keinesfalls so etwas wie eine Meinung dieser Zeitschrift oder gar eine Verlautbarung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Gleichwohl ist der Verfasser der Ansicht, seine Meinung auch im Interesse des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES äußern zu müssen. Ist er doch von Anbeginn als dessen Vertreter im Vorstand des Arbeitskreises Heimattage und sowohl bei der Vorbereitung als auch bei der Durchführung der alljährlichen Heimattage aktiv beteiligt. Aus solcher Beteiligung ergibt sich zwangsläufig eine gewisse Identifikation mit den Heimattagen – oder doch mit der Vorstellung von dem, was sie sein könnten oder sollten. Andererseits gebietet das Amt im Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES kritische Aufmerksamkeit, wo immer von Heimat die Rede ist. Daraus mag sich eine gewisse Zwiespältigkeit in den folgenden Überlegungen ergeben. Kann aber auch sein, daß sich darin nur Sorge äußert (und vielleicht auch Zorn oder sogar Trauer) um eine Sache aus so vielen guten Wurzeln, die sich nicht zu ihren Möglichkeiten auswachsen kann, sondern verkümmern muß, weil weder Boden noch Klima ihr günstig sind.

Zuerst 1978 in Konstanz, dann 1979 in Esslingen, 1980 in Offenburg und 1981 in Heilbronn wurden Medaillen verliehen «Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg». Und so wird es auch in wenigen Wochen wieder in Ravensburg geschehen. Darin wird eine der Aufgaben erkennbar, die den Heimattagen gestellt war von Anfang an: das Land Baden-Württemberg bewußt zu machen als gemeinsame Heimat aller, die hier leben und arbeiten, der Einheimischen wie der Zugezogenen jedweder Herkunft, als die «Heimat Baden-Württemberg».

Vorder- und Rückseite der in Silber geprägten Medaille «Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg» (verkleinert), die alljährlich bei den Heimattagen Baden-Württemberg verliehen wird.



Ein Fest des Bindestrichs im Landesnamen sozusagen sollten die Heimattage sein, ein Beitrag zur Integration. Dies stand in deutlichem Gegensatz – und das sollte so sein! – zu vergleichbaren Veranstaltungen in anderen Bindestrich-Ländern, bei denen Sondertraditionen – Westfalens, des Rheinlandes zum Beispiel – stärker betont wurden und werden als die landesweite Gemeinsamkeit. Ebenso wenig sollten und sollen die Heimattage Baden-Württemberg ein Landesfest sein, das mehr oder weniger deutlich von der Regierung ausgerichtet und getragen wird. Die Landesregierung ist deshalb zwar von Anfang an einer der Träger gewesen – aber sie ist an der Gestaltung der Heimattage nicht mehr und nicht weniger beteiligt gewesen als die beiden anderen: die jeweils gastgebende Stadt und die Vielzahl der Vereine und Verbände, die sich im «Arbeitskreis Heimattage» zusammengefunden haben.

Außer der Vielfalt der Beteiligten und des Veranstaltungsangebots haben sich bisher einige besondere Merkmale der Heimattage Baden-Württemberg herausgebildet, die zumindest als Herausforderung in die Zukunft weisen: Charakteristisch ist vor allem die Mischung aus handfesten Informations- und Diskussionsangeboten auf der einen und festlich-geselligen Veranstaltungen auf der anderen Seite. Wer sich die Mühe des genauen Hinsehens macht, wird also kaum in Versuchung kommen, die Heimattage mit einem fröhlich-bunten, von Trachtenträgern und Volkstänzen beherrschten Volksfest zu verwechseln. Zum zweiten ist es zumindest in deutlichen Ansätzen gelungen, einige bislang doch recht speziell orientierte Gruppen zusammenzuführen – zum Beispiel Vertriebene und Einheimische oder Volkstänzer aus verschiedenen Verbänden oder Vertreter der Sängerbünde und der Volksmusikverbände.

Nicht zuletzt auch wurde den Vertretern des Landes – Abgeordneten, Ministern und Staatssekretären –, die an den Hauptveranstaltungen teilnahmen, deutlich vor Augen geführt, wie facettenreich der Begriff Heimat, wie vielfältig und intensiv die Bemühungen um die «Heimat Baden-Württemberg» sind. Da in diesem Zusammenhang bei vielen Angehörigen von Legislative und Exekutive wie auch in der breiten Öffentlichkeit und nicht zuletzt unter Journalisten – das ist nicht als Vorwurf zu verstehen – ein erhebliches Informationsdefizit abzubauen ist, kommt diesem Aspekt der Heimattage besondere Bedeutung zu. Aber das alles ist nicht nur ins Gerede gekom-

men, sondern in Bestand und Fortentwicklung gefährdet worden durch ein Geflecht von Vorgängen, Fehlern, Versäumnissen und Unzulänglichkeiten. Hier ist nicht der Ort, dies alles auseinanderzuklauben, im einzelnen darzustellen und zu werten. Und schon gar nicht geht es darum, Schuldzuweisungen vorzunehmen. Zur Beschreibung der Situation genügt es heute, festzustellen, daß persönliche Unzulänglichkeiten zu organisatorischen und finanziellen Problemen geführt haben, daß jedoch diese Probleme im wesentlichen beseitigt sind: Die Rechnungen sind bereinigt, ein nur formales (und nach der Höhe unbedeutendes) Defizit ist ausgeglichen, möglichen weiteren Problemen aus persönlicher Unzulänglichkeit ist durch organisatorische Maßnahmen vorgebaut.

Leider aber hat die übermäßig lange Zeit der Gerüchte, der Unklarheiten und des zum Teil uninformatierten, zum Teil hilflosen Bemühens um Bereinigung ihre negativen Auswirkungen gehabt. Zum einen konnten Gruppierungen, die bis dahin den Heimattagen eher distanziert gegenüberstanden und deren Bemühungen zwar verbal kritisierten, aber kaum beeinträchtigen konnten, ungleich stärker Gehör finden in der Öffentlichkeit und bei der einen oder anderen Stelle der Stuttgarter Ministerialbürokratie. Und zum anderen war das Klima für jeden günstig, der für Einsparungen auf Kosten der Heimattage plädierte – oder gar für deren Abschaffung. Das Ergebnis: Der Zuschuß des Landes für die Heimattage wurde 1982 überproportional gekürzt. Dennoch, die Heimattage Baden-Württemberg 1982 in Ravensburg finden statt – nicht zuletzt auch dank besonders intensiven Engagements der Stadt Ravensburg und einiger Verbände, zu denen sich auch der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND zählen darf. (Hinweise auf das Programm in diesem Heft auf S. 227.) Aber: Ravensburg wird eine Zäsur bedeuten zwischen einer vielleicht etwas zu unbekümmerten Vergangenheit und einer fragwürdigen – zumindest des Fragens würdigen – Zukunft.

Dies aber hat mit den erwähnten persönlichen Unzulänglichkeiten und mit den finanziellen Problemen wenig zu tun. Die Gründe liegen tiefer. Nicht so sehr in einem etwa immer noch umstrittenen Verständnis von Heimat überhaupt. Die Renaissance von Begriff und Wort Heimat hat dazu geführt, daß die ganze Summe all dessen, was im einzelnen darunter verstanden wurde und wird, heute insgesamt Umfang und Inhalt von Heimat bestimmt: vom ursprünglichen des landwirtschaftlichen Besitzes über das aus der Kindheit Vertraute der überschaubaren Umgebung, des Lebensumkreises bis zur «Heimat Baden-Württemberg»; von der Heimat als ge-



Zu den regelmäßig bei den Heimattagen Baden-Württemberg Mitwirkenden gehören auch die Bürgergarden, -wehren und -milizen; 1982 in Ravensburg wird ihnen eine Ausstellung gewidmet sein. Unser Bild: Großer Zapfenstreich am Eröffnungsabend in Konstanz 1978. Foto: H. Wolff-Seybold

sichtlich bestimmtes Umfeld bis zur Herausforderung und Aufgabe für die Zukunft; von der Alltagswirklichkeit, in der Wohnen, Arbeiten, Freizeit stattfinden, bis zu den feiertäglichen Manifestationen von Tracht, Brauchtum, Volkstanz; von den Kostbarkeiten in Natur und Landschaft bis zu den Gefährdungen der Umwelt in Stadt und Land durch moderne Landwirtschaft und hochentwickelte, industriell bestimmte Lebensformen. Darüber gibt es keine Diskussion mehr, daß dies alles – und noch manches sonst – miteinander konstituiert, was inzwischen wieder unbelächelt und unbespöttelt als Heimat bezeichnet werden kann, wenn damit nur

Die 1980 in Offenburg mit der Medaille «Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg» Ausgezeichneten während der Laudatio. Von links nach rechts: Hermann Streng, Wilhelm Mechler, Sepp Schwarz, Käthe Grauer, Walter Münch und Gerd Jung. Foto: K. Hildinger



das Ganze gemeint ist und nicht ausschließlich eine Enklave oder ein Reservat.

Kritisch und problematisch wird es, wenn das Wort *Heimatspflege* ins Spiel kommt. Man muß sich das ganze Spektrum des Begriffs «Pflege» ins Bewußtsein rufen, um die Problematik zu spüren: ursprünglich bedeutungsgleich mit Kultur (aufschlußreich die Sprache der Forstwirtschaft: was aus *Kulturen* hervorgegangen ist, unterliegt später der *Bestandespflege*); reduziert auf das sachlich-wirtschaftliche «in Ordnung Halten» mit Gemeinde-, Heiligen- oder Kirchenpflege; dann aber spezialisiert auf die Zuwendung zu Hilfsbedürftigen mit Kranken- oder Altenpflege; als aktiv an der Zukunft orientiertes Gestalten in der Landschaftspflege (im Gegensatz zum eher konservierenden Naturschutz); weniger differenziert im Zusammenhang von Denkmalschutz und Denkmalpflege. Und gar erst «Heimatspflege»! Wenn ein prominenter Naturschützer und Heimatspfleger allen Ernstes erklärt, Denkmalpflege gehöre nicht zur Heimatspflege, wird das ganze Dilemma erkennbar.

Um zu einem handlichen Begriff zu kommen, sollte man zunächst einmal die offenkundigen Mißbräuche des Begriffs ausschließen. Einen Brauch pflegen kann zum Beispiel nur heißen: einen Brauch ganz selbstverständlich ausüben. (Etwa in dem Sinne: Er pflegt an Dreikönig mit Kreide C+M+B über der Stubentüre anzuschreiben.) Nicht jedoch: einem fußkrank gewordenen Brauch pflegerisch auf die Beine helfen! Oder: Trachtenpflege kann nur heißen, ganz selbstverständlich – etwa an Feiertagen, zum Kirchgang, am Markttag – und nicht nur zu besonderen Veranstaltungen einschlägiger Vereinigungen – Tracht tragen und diese pflegen wie andere Kleidungsstücke auch – nicht jedoch (was heute fast ausschließlich «gepflegt» wird): Tracht

vorführen bei Trachtentreffen und ähnlichen Veranstaltungen, was einer Verkleidung, Kostümierung oder Maskerade nicht unähnlich ist.

Zum anderen sollte man sich gelegentlich der Herkunft von Begriff und Sache Heimatspflege vergewissern: Sie haben ihren Ursprung in der Heimatschutzbewegung, die zunächst weniger mit Tracht, Fest und Brauch zu tun hatte als mit dem totalen Umfeld menschlichen Lebens, mit Natur und Landschaft, mit Architektur, Städtebau und Siedlung. Sie entstand im Gegenzug zur totalen Industrialisierung, Ökonomisierung und Materialisierung aller Lebensbereiche im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, als Gegenwartstrunkenheit und Zukunftsglaube alle Vergangenheit, alle Geschichte, alle Tradition hinter sich lassen und nur noch dem Neuen, dem Modernen leben wollten. Rationalisierung der Landschaft im Zuge der ersten Flurbereinigungswelle («Verkoppelung»), Verkehrserschließung, Industrie- und Siedlungsballungen – dem allen stellten sich die Vorläufer des Heimatschutzes entgegen: Conventz, Branco, Rudorff und viele andere; im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ergab sich daraus die Gründung der Heimatschutzbünde – z. B. des «Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern» als Vorläufer des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. In dieser Phase wurden die Begriffe Heimatschutz und Heimatspflege so gut wie synonym gebraucht. Die Unterscheidung von Heimatschutz und Heimatspflege ging einher mit der Reduzierung dieser Heimatspflege auf das «Hegen und Pflegen», auf die Gewächshauskultur des ungeschützt und ungestützt in freiem Wuchs nicht mehr Lebensfähigen. Und es ging einher mit der Wendung zum Exotischen. Denn nicht umsonst sind sehr viele Trachtenvereine in Gebieten, wo der Anschluß an die Tradition verlorengegangen war, als «Gebirgstrachtenvereine» unter dem Edelweiß gegründet worden. Hier wird der Unterschied deutlich zwischen denen, die Tracht zu tragen pflegen, und denen, die das Trachtentragen pflegen! Und nur im Sinne dieses Pflagens dessen, was ohne Pflege nicht mehr lebensfähig wäre, kann heute herkömmliche Heimatspflege noch verstanden werden. Und so wird sie auch verstanden, wenn man die Aktivitäten der Gruppierungen betrachtet, die heute noch unter «Heimatspflege» firmieren: sie sind auf einen winzigen Ausschnitt dessen fixiert, was Heimat bedeuten kann, auf einen Ausschnitt nur, und dazu auf einen isolierten Ausschnitt, der wenig zu tun hat mit der Wirklichkeit von Heimat heute, mit ihrer Gefährdung, mit ihrer Herausforderung für die Zukunft.

Es soll damit keinem die Freude verleidet werden an





Zu den Abbildungen links und oben: Farbige Höhepunkte der Heimattage. – Links: Trachtentanz in Offenburg 1980 (Foto: K. Hildinger), oben: Bändertanz in Konstanz 1978 (Foto: H. Wolff-Seybold). Kaum jemand wird sich dem Zauber solcher Darbietungen entziehen können. Nur darf man dabei weder ihren Darbietungs- und Auf führungscharakter übersehen noch diese Verzierung eines fröhlichen Festes verwechseln mit dem Ganzen der «Heimat Baden-Württemberg», die vor allem im Alltag erlebt wird und ihre höchst prosaischen und werktäglichen Probleme stellt. Eine öffentliche Förderung der Heimatarbeit, die sich vorwiegend oder ausschließlich solchen Auszierungen zuwendet, mißkennt entweder die Zusammenhänge – oder sie will bewußt die Hinwendung der Bürger zur Heimat auf das Unverbindlich-Festliche lenken, um im übrigen freies Spiel zu haben. Sollte daran etwas Wahres sein, wäre auch der Symbolcharakter des Bändertanzes hinfällig, zu dem sich bisher alljährlich Trachtenträger der unterschiedlichsten Herkunft vereint haben.

seiner Tracht, an den Zusammenkünften der Trachtenträger, an überlieferten Tänzen, die in dieser Tracht erst sind, was sie sein können. Nur sollte man sich immer bewußt sein, daß es sich – abgesehen von wenigen Gebieten ungebrochener Trachtentradition – um eine Art von Verkleidung handelt, nicht unähnlich der immer seltener werdenden Verkleidung anderer Gesellschaftsgruppen in Frack oder Smoking. Wenn man sich dessen bewußt ist, mag die Freude ungeteilt und ungetrübt sein: die vielen Trachtenträger aus allen Landesteilen und unter den Vertretern der Vertriebenen gehören zu den malerischen Zierden der Heimattage; und der Bändertanz – getanzt von Vertretern der verschiedensten Trachtenlandschaften – ist einer der schon traditionellen Höhepunkte des «Landesfests» jeweils zum Abschluß der Heimattage und geradezu ein Symbol für deren Integrationsfunktion.

Aber man muß wissen: das hat *am Festtag* seinen Sinn. Und Festtage sind für sich selber nichts, wenn sie nicht Ergänzung der Werkstage sind, vor deren alltäglichem Hintergrund sie ihren Glanz entfalten. Nach alle dem: Man darf die Heimattage Baden-Württemberg nicht verwechseln mit Tagen der Heimatpflege in Baden-Württemberg! Viele bunte Tupfer führen auf das Landesfest hin, aber ihm gehen ebenso Symposien und Tagungen voraus, Exkursionen und Ausstellungen, in denen die absolut nicht immer freundlich-erfreulichen Aspekte der Werktagwirklichkeit unserer Heimat zur Sprache kommen, und – wenn das Land auch Mitträger der Veranstaltung ist – durchaus nicht immer im Sinne der Regierenden. (Man muß es einmal erwähnen, daß noch niemand aus dem Kreis dieser Regierenden dem Arbeitskreis im Sinne von Zensur oder dergleichen in die Programminhalte der Heimattage hineingeredet hat!)

Aber: die Gefahr ist groß, daß die Verantwortlichen des Landes – sie haben so viel anderes um die Ohren, deshalb ist es verständlich – die Heimattage eben doch gelegentlich mit «Tagen der Heimatpflege» verwechseln. Das hat zunächst einen simplen organisatorischen Grund: sie werden nämlich über eine «Arbeitsgemeinschaft für Heimatpflege usw.» abgewickelt, weil sie selbst noch immer keine rechtsfähige organisatorische Grundlage haben. Da stellt sich leicht der verhängnisvolle Irrtum ein, die Heimattage – da über die Heimatpflege finanziert – seien selber so etwas wie Heimatpflege. So wie diese aber hier kenntlich gemacht worden ist, kann sie nur feiertäglicher Zierat sein, aber nicht selber das Ganze der «Heimat Baden-Württemberg», mit dem die Heimattage zu tun haben. Andersfalls hätte zum Beispiel der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND nach den

Bestimmungen seiner Satzung keinen Grund, fürderhin Arbeitskraft, Ideen und Impulse seiner ehrenamtlichen und angestellten Mitarbeiter in den Dienst der Heimattage zu stellen.

Die teilweise Identifikation der Heimattage mit *Heimatpflege* hat auch zu dem verhängnisvollen Irrtum geführt, sie seien im Staatsministerium – und damit sozusagen jenseits der Ressortenteilung – nicht an der richtigen Stelle angebunden und festgemacht. Sie müßten vielmehr – obwohl sie mit Denkmalpflege zu tun haben wie das Innenministerium, mit Naturschutz wie das Landwirtschaftsministerium, mit Literatur und Kunst wie das Wissenschaftsministerium – dort ressortieren, wo Heimatpflege bisher schon als Zuständigkeit in Erscheinung getreten sei. So gerieten die Heimattage denn aus der angenehmen, anregenden, so förderlichen wie herausfordernden Zusammenarbeit mit dem Staatsministerium unter die bürokratischen Fittiche des Ministeriums für Kultus und Sport. Salopp formuliert: weil Trachtentanz mit Sport zu tun hat? oder weil manche aus der Heimatpflege einen Kult machen? In Wirklichkeit: weil die Mittel für *Heimatpflege* so gut wie immer schon von diesem Ministerium verwaltet worden sind.

Manche Regierungsvertreter haben sich eben gelegentlich – das muß man im nachhinein registrieren – doch recht spontan und leichtfüßig – um nicht zu sagen: blauäugig unüberlegt – nicht nur auf das Podium der Heimattage, sondern überhaupt auf die für sie recht neue Plattform Heimat begeben. Das zeigte nicht nur jene Staatssekretärs-Meinung, das Land müsse künftig die Arbeit der einschlägigen Vereine und Verbände *koordinieren*; als ob nicht gerade hier jede Koordination abtötende Gleichschaltung bedeutet!

Ebenso aufschlußreich: Am 9. Mai 1982 – das Programm für die Heimattage 1982 in Ravensburg stand in großen Zügen bereits fest, der – verminderte – Landeszuschuß war bewilligt, die Detailplanung lief auf Hochtouren – verbreitete dpa eine Meldung, die auf entsprechenden Vorgaben des Staatsministeriums beruhte, in dem offensichtlich jemand meinte, Neues mitzuteilen: *Ravensburg wird Gastgeber der diesjährigen Heimattage Baden-Württemberg sein. Wie das Stuttgarter Staatsministerium zu einem entsprechenden Beschluß des Ministerrats am Donnerstag weiter mitteilte, soll die Heimatwoche vom 6. bis 12. September einen Querschnitt durch die «kulturelle Vielfalt» im Lande zeigen und zur Heimatpflege aufrufen. Dabei komme den kulturellen Traditionen der Heimatvertriebenen eine ebenso große Rolle zu wie der eigenen Kultur . . . Ravensburg ist seit Gründung der Heimattage im Jahr 1978 die fünfte Gastgeberstadt. Das Mundart-, Brauch-*



Fahnschwingergruppe in Offenburg 1980 beim «Landesfest zum Tag der Heimat», dem alljährlichen Höhepunkt der Heimattage Baden-Württemberg. Foto: K. Hildinger

tum- und Volkskunst-Festival wird vom Arbeitskreis Heimattage und dem Land veranstaltet. Ergibt sich nicht so sehr die Frage, ob das Land nicht mehr im Arbeitskreis und auf welche Weise es neben ihm mit veranstaltet, sondern vor allem, ob die Charakterisierung als Mundart-, Brauchtum- und Volkskunst-Festival (!) aus dem Staatsministerium stammt oder lediglich journalistische Ausschmückung ist – das Informationsdefizit ist evident.

Ein besonders aufschlußreiches Beispiel mag da etwas ausführlicher zitiert werden: Der «Landespreis für Heimatforschung». Am 15. Juni 1981 wurde er laut Pressemitteilung in einer Feierstunde gemeinsam vom Württembergischen Genossenschaftsverband, der Landesregierung und dem Arbeitskreis Heimattage gestiftet. Es gibt sogar eine kostbare Urkunde über diese Stiftung, die auch eine Unterschrift namens des Landes Baden-Württemberg trägt. Ob diese Unterschrift rechtskräftig ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls: keine Stelle der Landesregierung hat damals diese Beteiligung an der Stiftung dementiert – oder auch nur die Zusage einer finanziellen Beteiligung des Landes. Nach Tische jedoch liest man alles anders: Die Zusage finan-

zieller Beteiligung des Landes wird nicht eingelöst, ja mehr noch, dem Arbeitskreis Heimattage wird ausdrücklich untersagt, den von ihm zugesagten Anteil aus den Mitteln der Heimattage einzubringen; der Württembergische Genossenschaftsverband bleibt allein sitzen auf der von ihm aus gesehen mäzenatischen Auslobung des Preises – und auf den Stapeln von Arbeiten, mit denen sich Bürger des Landes – wohl vertrauend auf die Ausschreibenden termingerecht zum Jahresende 1981 um den Landespreis beworben haben!

Tausend gute Gründe mag man anführen für diese Entscheidung und für dieses Verhalten – haushaltsrechtliche, organisatorische, politische, menschliche; aber können sie ausreichen als Begründung für die Täuschung des Vertrauens so vieler Bürger? Muß sich nicht der Gedanke breit machen, es sei – trotz aller gegenteiligen Erklärungen – so ernst eben doch nicht gemeint, wenn die Vertreter des Landes Baden-Württemberg von Heimat reden? Es gehe ihnen doch höchstens nur darum, gelegentlich auf der Grünen Woche in Berlin oder gar im Fernen Osten gemeinsam mit einem schmucken Mägdelein im Bollenhut das Land und seine Wirtschaft werbe-



Und noch einmal beginnende Heimattage-Tradition: 1982 in Heilbronn; Oberbürgermeister Hans Hoffmann hat die Fahne mit dem großen Landeswappen von den Fahnenschwingern empfangen und an Ministerpräsident Lothar Späth zurückgegeben, dieser hat sie weitergegeben an den Ravensburger Oberbürgermeister Karl Wäschle, der sie nun als Gastgeber der künftigen Heimattage 1982 wehen läßt. Wird auch 1982 wieder ein Stadtoberhaupt mit dieser Geste die Teilnehmer am Landesfest und die Heimat Baden-Württemberg grüßen und zu den nächsten Heimattagen einladen? – Foto: Karin Hildinger

wirksam zu vertreten? Sie haben es selbst in der Hand, diesen schnöden Unterstellungen die Grundlage zu entziehen. Sie brauchen nur erkennbar zu machen, wie sehr sie wissen, daß Bemühung um die Heimat Baden-Württemberg mehr ist als herkömmliche *Heimattpflege*. Durch Förderung zum Beispiel auch derjenigen Kräfte, die sich weniger festlich gewandt, aber in zäher Alltagsarbeit um diese Heimat bemühen. Durch Förderung der einschlägigen Grundlagenforschung und entsprechender Publikationen. – Die Liste könnte noch sehr weit fortgesetzt werden.

Nicht zuletzt ihre Präsenz bei den Heimattagen Baden-Württemberg 1982 in Ravensburg und ihre dort zu erwartenden Erklärungen werden erkennen lassen, ob die Landesregierung die Chance der Heimattage erkannt hat, oder ob sie darin lediglich – wie viele Kritiker immer wieder meinen – nur die Gelegenheit zu öffentlichkeitswirksamen Auftritten sieht.

Die Verantwortlichen insgesamt aber werden sich in absehbarer Zeit Gedanken darüber machen müssen, wie sie es anstellen, daß die Heimattage Baden-Württemberg nicht weiter als regierungsnaher Veranstaltung – oder gar als die einer bestimmten

Richtung – interpretiert werden können. Zum Beispiel sollten sie auf die Beteiligung aller politischen und gesellschaftlichen Kräfte und Gruppierungen hinwirken. Es geht auf die Dauer einfach nicht an, daß zum Beispiel die Arbeitswelt, die einen wesentlichen Teil des heimatlichen Umfelds ausmacht, unterrepräsentiert bleibt wie bisher. (Die Gewerkschaften waren bislang lediglich durch den Verband deutscher Schriftsteller VS beteiligt!)

Und den Parteien der parlamentarischen Opposition ist dringend anzuraten, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Beheimatung der Bürger in diesem Lande nicht ausschließlich Sache derjenigen sein kann, die jeweils die Regierung stellen. Es ist weder vermessen noch arrogant, wenn der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND seine künftige Teilnahme an Vorbereitung und Durchführung der Heimattage Baden-Württemberg davon abhängig macht, ob und wie weit es gelingt, sie tatsächlich zu einer Sache aller Bürger des Landes zu machen.

Wenn die Heimattage Baden-Württemberg zu einer nur von Tracht und Tanz und Festvergnügen bestimmten Veranstaltung verkommen sollten, könnte er seine satzungsgemäßen Aufgaben auf anderen Wegen besser wahrnehmen.

Buchbesprechungen

Von Ort zu Ort

MANFRED AKERMANN und HANS-JOACHIM KOPP (Hg): **Der Kreis Heidenheim**. Verlag Hans-Joachim Kopp Heidenheim 1981. 299 Seiten, zahlreiche zum Teil farbige Abbildungen. Gebunden DM 59,50

Es werden gewiß nicht viele Landkreise sein, die noch in unserem Jahrhundert mit einer amtlichen Beschreibung (in Fortsetzung der mit den Oberamtsbeschreibungen begründeten Tradition) bedacht werden. Eine Reihe von anderen Unternehmungen überbrückt inzwischen mehr oder weniger befriedigend die Lücke: Das reicht von der Reihe HEIMAT UND ARBEIT bis zu verschiedenen Bildband-Reihen. In letzter Zeit haben sich gelegentlich auch Landkreise selbst um eingehende Beschreibungen ihrer neugebildeten Verwaltungseinheiten gekümmert und dabei mehr oder weniger enge Zusammenarbeit mit versierten Verlagen gesucht. Die Ergebnisse sind unterschiedlich, mal liegt das Gewicht mehr auf repräsentativen Bildern, mal auf der kompakten Information durch die Texte. Einen eher mittleren Weg – vielleicht mit etwas mehr Betonung des Informativen als der Gefälligkeit der Darbietung – geht der neue Heidenheimer Band: neben ausgesprochen schönen ganzseitigen Bildern gibt es kleinere Abbildungen, die nicht immer gleich brillant reproduziert sind; neben den vielen Bildern insgesamt stehen Texte von verschiedenen Autoren, die zunächst Landschaft und Geschichte darstellen und dann jeder der elf Gemeinden des Kreises eine ausführliche Monografie widmen. Für den im Kreis bewanderten Leser mag die Karte auf dem Vorsatz als Orientierung genügen, anderen Benutzern könnte ein Ortsregister gelegentlich das Zurechtfinden erleichtern, zumal auch die Gliederung der elf Ortsmonografien nicht immer auf Anhieb erkennbar ist. Johannes Wallstein

TILMAN BECK, BRUNO EFFINGER, MANFRED HERMANN, GREGOR RICHTER und JÖRG WERNER: **Der Landkreis Sigmaringen**. Geschichte und Gestalt. Abbildungen nach Aufnahmen von OTTO KASPER und anderen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981. 324 Seiten, 156 Abbildungen, davon 55 farbig. Leinen DM 36,-.

Diese «Kreisbeschreibung» verzichtet im Gegensatz zu der zuvor angekündigten ganz auf die Beschreibung einzelner Orte und führt zu diesen ausschließlich über ein sehr ausführliches Ortsregister. Um so breiter konnten die einzelnen Kapitel angelegt werden, die sich mit den *Spuren der Geschichte* und mit geologischen Zusammenhängen beschäftigen, mit Bau- und Kunstwerken sowie historischen Persönlichkeiten – und schließlich der Gegenwart Tribut zollen mit einem Überblick über *Wirtschaft, Verkehr, Gesundheits- und Sozialwesen und Schulen*. – Eine Kleinigkeit mag erläutern, warum trotz aller Mühe und Sorgfalt von

Autoren, Fotograf und Verlag ein gewisses Unbehagen bleibt und bei längerer Beschäftigung mit diesem Bande eher wächst als schwindet: Die Kurzbiografien der *historischen Persönlichkeiten* enden mit Franz Gog, dem letzten Repräsentanten hohenzollerischer Selbstverwaltung. Dann werden acht Persönlichkeiten auf Bildtafeln porträtiert – und dann folgen auf einer Doppelseite vier Abbildungen, die keinerlei Bezug zum Text haben: Palmenprozession, Stadtgarde und Fasnachtsbrauch. Es erweist sich, daß man mit einer Handvoll Autoren immer nur Ausschnitte aus einem Gesamtbild darbieten kann; und wer so viel Raum auf gelegentlich eher wort- als informationsreiche Darstellung der *Bau- und Kunstwerke* verwendet (fast die Hälfte des Bandes!), dem geraten die Proportionen durcheinander: manches kommt zu oft – und manches kommt zu kurz. So ist eines der ansehnlichsten «Kreisbücher» nicht unbedingt deren bestes geworden. Johannes Wallstein

KARL KLUNZINGER: **Artistische Beschreibung der vormaligen Cisterzienser-Abtei Maulbronn**. Mit einem Grundriß. Dritte verbesserte Auflage. K. A. Sonnenwald'sche Buchhandlung Stuttgart 1856. Reprintausgabe Horst Bissinger Verlag Magstadt 1981. 56 Seiten. Broschiert DM 12,-

KARL KLUNZINGER: **Artistische Beschreibung der vormaligen Cisterzienser-Abtei Bebenhausen**. Mit einem Grundriß. Ein Seitenstück zu der artistischen Beschreibung der Abtei Maulbronn von demselben Verfasser. K. A. Sonnenwald'sche Buchhandlung Stuttgart 1852. Reprintausgabe Horst Bissinger Verlag Magstadt 1981. 38 Seiten. Broschiert DM 10,-

Beide Bändchen gehören zu den «Inkunabeln» der württembergischen Landesbeschreibung. Nicht ohne Stolz begründet der Verlag die Kompetenz des Autors mit dem Hinweis, die Veröffentlichung («Bebenhausen») sei verfaßt von einem *Dr. der Philosophie, korrespondierendem Mitgliede des württembergischen Vereins für Vaterlandskunde, korrespondierendem Ehrenmitgliede der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit, Ehrenmitgliede des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg in Augsburg, des historischen Vereins der Pfalz in Speyer und des historischen Vereins für das württembergische Franken, Vorstand des Alterthumsvereins im Zabergäu, ordentlichem Mitgliede des württembergischen Alterthumsvereins und der Gesellschaft für vaterländische Naturkunde in Württemberg*.

Stolze Kompetenzbegründung durch den Verlag oder Titel-Stolz des Autors. Jedenfalls nimmt es sich nicht minder stolz aus, wie der Verfasser sein Maulbronn in Schutz nimmt gegen Sulpiz Boisserée, der das rheinische Altenberg höher eingeschätzt hatte: einer solchen *Zurückstellung Maulbronn hinter Altenberg* könne er nicht beipflichten. Es ist reizvoll, diese Schriften nicht nur als Darstellung ih-

res Gegenstandes zu lesen, sondern auch als Zeugnisse ihrer Zeit, in der nach vielen politischen Hoffnungen und Enttäuschungen das «vaterländische» Interesse sich verstärkt der Historie zuwandte. Beachtenswert und geradezu beispielhaft ist die Nüchternheit, mit der Klunzinger sein Thema (bei aller Liebe zu seinem Gegenstand) ohne viel interpretierend wertendes Rankenwerk abhandelt. Fast im Stil eines Inventars führt er auf, was er vorfand oder doch aus Urkunden und älteren Darstellungen erschließen konnte. Sein besonderes Augenmerk gilt den Inschriften, die er ausführlich zitiert, wobei ihm die Würdigung des Versbaus meist wichtiger ist als die inhaltliche Erschließung der Texte. (Daß er keine Übersetzung der doch meist lateinischen Inschriften beifügt, zeigt, daß damals Latein unter den «Gebildeten» noch nicht Fremdsprache war – und daß er bei anderen wohl kaum mit Interesse rechnete.) So sind die Bändchen doppelt bedeutsam: als Zeugnisse ihrer Zeit und als Dokumentation dessen, was in dieser Zeit bekannt und – noch – ablesbar war. Trotz neuerer Darstellungen – besonders über Maulbronn – wird der Interessierte immer wieder gern auf Klunzingers *artistische Beschreibungen* der beiden Abteien zurückgreifen.

Maria Heitland

CARLHEINZ GRÄTER, WERNER KIESER und LUDWIG WINDSTOSSER: **Heilbronn**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 136 Seiten mit 198 Farbbildern. Leinen DM 59,-

Man kann die Heilbronner beglückwünschen zu diesem «Stadtbuch»! Das beginnt mit der kompetenten Einleitung von Carlheinz Gräter, der nicht die sonst üblichen Geschichtskapitel aneinanderreihet, sondern mit dem Leser auf die Suche nach dem Charakteristischen, nach der «Signatur» der Stadt geht. Werner Kieser stellt dann Heilbronn als *wirtschaftliche und kulturelle Metropole Frankens* dar (was natürlich nur baden-württembergisch Franken meint), ein «Überblick» mit Fakten und Daten (zusammengestellt von Wilfried Hartmann) und schließlich ein knapper Kanon der «Heilbronner Stadtgeschichte» treten ergänzend hinzu. Den Kern aber, den machen die Bilder aus. Hier kann man wieder einmal erkennen, was es bedeutet, wenn nicht schöne Bilder von überall her zusammengetragen werden, sondern das Temperament eines einzigen Fotografen – und eines hochqualifizierten dazu! – durchgängig die ganze Bildfolge bestimmt. Im Fall Heilbronn ist das besonders wichtig: Zu groß wäre die Gefahr des Rückgriffs auf Postkartenmotive und Schokoladenseiten der wenigen erhalten gebliebenen Relikte einstiger, im Dezember 1944 zerstörter Herrlichkeit. Dies wurde ebenso ausgeschlossen wie die vordergründige Abschilderung von Straßen, Neubauvierteln, Schulen – bei entsprechender kommunalpolitischer Repräsentanz. Nichts von alledem hier. Vielmehr auch in den Bildern: die Suche nach dem Eigentlichen, nach der «Signatur» dieser von so Vielfältigem geprägten Stadt. (Daß mit dem bei Böckingen gefundenen Rebmesser und durch ein «römisches Weinsieb» wieder einmal römische Herkunft des Weinbaus rechts des Rheins suggeriert wird, sei nur am Rande mit einem kleinen Fragezeichen versehen; und ganz am

Rande sei auch vermerkt, daß die eine oder andere Bildlegende – angesichts dessen, was sie paraphrasiert – ein wenig banal, ein wenig redselig daherkommt.)

Maria Heitland

HANS FREI (Hg): **Das Reichsstift Irsee**. Vom Benediktinerkloster zum Bildungszentrum. Beiträge zu Geschichte, Kunst und Kultur. (Beiträge zur Landeskunde von Schwaben Band 7). Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1981. 369 Seiten, zahlreiche, teils farbige Abbildungen. Leinen DM 48,-

Zwei Anlässe gibt es für diesen so informativen wie prächtigen Band: Nach umfangreichen Sanierungs- und Wiederherstellungsarbeiten konnten 1981 die Gebäude des in der Nähe von Kaufbeuren gelegenen Klosters Irsee ihrer neuen Bestimmung als Schwäbisches Bildungszentrum übergeben werden, und 1982 erinnert man sich festlich an die Gründung des Benediktinerklosters vor 800 Jahren. Eine Reihe von Autoren hat sich mit dem Herausgeber und dem Verlag zusammengetan, um aus diesem doppelten Anlaß ein Fest- und Gedenkbuch zu schaffen, das sich adäquat der wiederhergestellten Architektur und Kunst von Irsee gesellt. Und dieses Unterfangen ist mehr als gelungen! In vier Abschnitten nähern sich Autoren unter vier verschiedenen Aspekten. Es beginnt mit der eigentlichen Klostergeschichte, die vor allem als Geschichte des Konvents bis 1802 verstanden wird, aber ihre Ergänzung findet in Abhandlungen über den «Seelsorgebereich» des Klosters und über «Bruderschaften, Wallfahrten und Katakombenheilige» in seinem Herrschaftsgebiet. Ein zweiter Abschnitt behandelt die politische Geschichte des «Reichsstifts», seinen Kampf um die Reichsunmittelbarkeit, aber auch das «Dorf Irsee und seine Bewohner um 1700» und forstgeschichtliche Zusammenhänge. Drittens dann geht es um Bau-, Kunst- und Kulturgeschichte, wie sie im Kloster, seiner Anlage und seiner Ausstattung manifest ist und von Irsee aus Impulse empfangen hat – wie zum Beispiel durch die Orgelbauerfamilie Hayl. Der vierte Teil schließlich führt von der Säkularisation bis in die Gegenwart, die mit dem Schwäbischen Bildungszentrum «Neues geistiges Leben in Irsee» ermöglicht und fördert. Es ist hier nicht möglich, einzelne Vorgänge und Darstellungen nachzuzeichnen: eine geradezu barocke Fülle von Tatsachen, Gedanken und Bildern ordnet sich zu einem sinnvollen und – vor allem auch dank ausführlicher Register – durchaus auch nüchtern benutzbaren Jubiläumsband, der seinem Gegenstand in vielfacher Weise gerecht wird.

Maria Heitland

SIEGFRIED PFLUGFELDER (Hg): **1200 Jahre Kornwestheim**. Stadt Kornwestheim 1981. 302 Seiten, mehr als 450 Abbildungen, teils farbig. Leinen

Das Selbstbewußtsein, mit dem Kornwestheim 1980/81 feiernd auf 1200 Jahre Ortsgeschichte – und davon 50 als Stadt, 25 als Große Kreisstadt – zurückblickte, ist nicht erst die Frucht jüngerer wirtschaftlicher Entwicklung: die als Fleckenzeichen geführte Garbe war immer schon um eini-

ges stattlicher, als sie anderswo aufgebunden wurden, und entsprechend gaben sich die Bauern des Ortes; Fuhr- und Handelsleute, Handwerker auch, brachten schon früh einen Zug von Weltläufigkeit ins Dorf – und so fort. Solches Selbstbewußtsein drückt sich auch in dem Festbuch aus, das die Stadt sich zu diesem Jubiläum geschenkt hat: es ist ganz einfach anders als andere und also «unvergleichlich»: *Kornwestheimer Streiflichter* von Hansmartin Decker-Hauff erhellen die verschiedensten Besonderheiten der Kornwestheimer Geschichte (und auch manche Fortwirkungen in die Gegenwart hinein), Karl Maier berichtet über *Kornwestheim und seine Wirtschaft*, Jörg Weikert stellt *Kultur, Kirche und Schule im Wandel der Zeiten* dar, Hans Saile behandelt die *Sportstadt Kornwestheim*, Martin Hohnecker lenkt den Blick auf *Kornwestheims Partnerstädte*; dem folgt die Ehrentafel der Ehrenbürger. Und dann zwei umfangreiche Bildkapitel, die den Großteil des Bandes ausmachen: *Die Geschichte der Stadt* und *Das Fest*. Hier wird in reicher Fülle dokumentiert, wie Kornwestheim wurde, was es ist; und dokumentiert wird nicht zuletzt auch das schon erwähnte Selbstbewußtsein! (Ob's in diesem seinen Grund hat, daß man sich auch ein Schwäbisch-Alemannisches Narrentreffen an den Festhut steckte, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls nimmt sich das närrische Treiben angesichts der nüchternen Linien und Flächen des Wasser- und Rathausturms von Kornwestheim doch recht seltsam aus.)

Willy Leygraf

Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg (Hg): **Ludwigsburger Geschichtsblätter** Heft 33. Verlag Aigner Ludwigsburg 1981. 255 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Auf den ersten Blick lassen Mitarbeiter- und Inhaltsverzeichnis diesmal fast so etwas wie eine Sondernummer «Ludwigsburger Archive» vermuten, denn zu diesem Generalthema bereiten eine Reihe kompetenter Autoren vielfältiges Material aus. Bemerkenswert aus der Vielzahl der insgesamt behandelten Themen aber auch der Anteil des Literarischen – und darunter wieder ganz besonders ein erfreulicher Beitrag zur «abermaligen Wiederkehr» germanistischer Jubelbemühungen um Goethe: Günther Mahal, der Leiter von Faustmuseum und -archiv in Knittlingen, gönnt dem «Faust III» und dessen Autor eine so kundige wie kritische Untersuchung, bei der manch scharfes Licht auf allzu häufig mehr verehrende als forschende, mehr vaterländische als philologische Bemühungen germanistischer Lehrstuhlinhaber fällt. (Es handelt sich um den Text der öffentlichen Antrittsvorlesung des Autors.) – Wenigstens genannt sei aus dem weiteren Angebot dieses Heftes noch Bernhard Zellers Text über «Friedrich Schiller in Marbach.»

Willy Leygraf

PAUL BECK und BERNHARD RUESS: **Beiträge zur Geschichte Schussenrieds**. Vereinigte Buchdruckereien A. Sandmaier und Sohn Bad Buchau 1981. 720 Seiten, 274 Abbildungen. Gebunden

Schon einmal hat der Verlag es unternommen, eine ältere

historische Ortsbeschreibung vorsichtig zu aktualisieren und durch eine Fülle von neueren, aber inzwischen z. T. schon wieder dokumentarischen Fotos anzureichern. Auf Bad Buchau folgt nun Schussenried – rechtzeitig zur Feier von dessen 800jährigem Bestehen 1983. Dabei ist zugleich so etwas entstanden wie ein Denk- und Dank-Zeichen für zwei verdiente Heimatforscher der älteren Generation: für den katholischen Geistlichen Bernhard Rueß und für den Juristen Paul A. F. Beck. Im fotomechanischen Nachdruck wiedergegebene Texte dieser Autoren bilden nämlich den Grundstock des Buches; Siegfried Krezdorn, Karl Kaufmann und der Fotograf Josef Ege haben Erläuterungen und Verzeichnisse, Bio- und Bibliografien sowie die Bildokumentation hinzugefügt. Manches aus der Geschichte Schussenrieds – des Klosters und des Ortes – stellt sich freilich heute anders dar oder wird anders bewertet als in den hier nachgedruckten Arbeiten, die noch deutlich von der Herkunft der Verfasser aus dem 19. Jahrhundert geprägt sind. Aber: zum Teil sind diese Arbeiten inzwischen selbst zur Quelle geworden. Das gilt zum Beispiel für die Beschreibung, die Beck von der Jubelfeier des Klosters im Jahre 1883 gibt, oder von dem, was Rueß auf Grund der Schussenrieder «Hauschronik» mitteilen kann, die 1944 durch Kriegseinwirkung zerstört worden ist. Und das gilt auch von alle dem, was die Autoren aus eigener Anschauung mitteilen konnten. (Rueß war von 1881 bis 1899 Kaplan in Schussenried, Beck war mit einer Schussenrieder Müllerstochter verheiratet.) In diesen Zusammenhang gehören auch die Anmerkungen zu den wichtigsten alten *Gebäulichkeiten in dem Marktflücken*, zu den *Parzellen der Gemeinde Schussenried* und zu den Pfarreien, die zum Herrschaftsgebiet der Abtei gehörten oder dem Kloster inkorporiert waren; in all diesen Fällen werden teils ältere, teils neuere Bilddokumente beigebracht und die Darstellungen in den ergänzenden Bildunterschriften bis an die Gegenwart herangeführt. – Auch mancher geschichtsvertraute Schussenrieder wird in den Texten dieses Bandes gelegentlich recht brauchbare und vielleicht sogar überraschende Hinweise zum besseren Verständnis seiner Heimat finden.

Johannes Wallstein

ERWIN RUTTE: **Bayerns Erdgeschichte**. Der geologische Führer durch Bayern. Ehrenwirth Verlag München 1981. 266 Seiten, über 150 teils farbige Abbildungen und Karten. Broschiert

Keine leichte Aufgabe hat sich der Autor, Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Würzburg, damit gestellt, die Erdgeschichte Bayerns auf so engem Raum zu beschreiben und zu erläutern, wenn man bedenkt, wie vielfältig die Landschaften Bayerns sind: angefangen bei den alten kristallinen Gebirgen im Osten, über die Ablagerungsformen der Schichtstufenlandschaften der Fränkischen Alb, die Hochgebirgsformen der Alpen im Süden, die Eiszeitformen im Voralpenland bis hin zur Rhön mit ihren vulkanischen Erscheinungen und zu solchen Sonderformen wie den Impaktkratern des Nördlinger Ries und des Steinheimer Beckens. Dazu sollte die Darstellung, wie es im Vorwort heißt, auch noch allge-

meinverständlich sein. (Man darf jedoch von der Allgemeinverständlichkeit nicht zuviel erwarten. Wer sich bisher in keiner Weise mit Fragen der Erdgeschichte beschäftigt hat, wird sich schon die Mühe machen müssen, den einen oder anderen Fachbegriff in einem Lexikon nachzuschlagen.)

Das Buch gliedert sich in einen ersten (kleineren) Teil, der das «Alte Gebirge» (Granite, Gneise und paläozoische Ablagerungen) behandelt – regional gegliedert in Frankenwald, Fichtelgebirgszone, Oberpfälzer Wald, Bayerischer Wald und kristalliner Vorspessart –, und in einen zweiten größeren Teil, der mit «Deckgebirge» überschrieben ist. Hier folgt die Gliederung – beginnend mit dem Perm und bis zum Quartär – der stratigraphischen Ordnung, also der Schichtenfolge. Enthalten sind aber auch Kapitel zur Tektonik und zum Problem der Erdbeben.

Den meisten Kapiteln ist zur groben Orientierung eine Kartenskizze vorangestellt. Der Text beginnt in der Regel mit allgemeinen Erläuterungen zur Entstehungsgeschichte der Gesteine, häufig mit zusätzlichen Hinweisen aus der Geschichte der Forschung. So erfährt man, daß der Geologe Suess nach Untersuchung der Münchberger Gneismasse bei Hof in Bayern (von den Römern «Curia variscorum» genannt) den heute allgemein vertrauten Begriff «Variskische Gebirge» vorschlug. Im Text folgen dann Erläuterungen zu Gesteinsarten, besonderen Erscheinungen in der Lagerung und zu ähnlichen geologischen Aspekten. Ebenso werden die wichtigsten Fossilien vorgestellt. Alles recht knapp – jedes Wort muß man lesen –, aber trotzdem nicht trocken oder gar anstrengend zu lesen.

Die Bedeutung der geologischen Verhältnisse für die Landschaftsformen schließen sich an, gefolgt von kurzen, aber sehr interessanten Bemerkungen zur wirtschaftlichen Nutzung. So verwendeten die Römer bestimmte Tone aus der Kreide zu Violettfärbung von Ziegeln; werden die Sole-Bäder Bad Kissingen, Bad Brückenau u. a. mit Salzen aus dem Zechstein versorgt; bestehen Pläne, den Posidonienschiefer des Lias als Reserve für eine spätere Nutzung zur Rohölgewinnung von Überbauung freizuhalten; kann die Maxhütte in Amberg noch 35 Jahre Eisenerze aus bestimmten Schichten der Kreide beziehen, sind die Lias-Ausstriche wegen ihres hohen Kaliumgehaltes für den Anbau von Kohl besonders geeignet, sind im Zuge der Erdölexploration Bohrungen bis zu 6500 m Tiefe durchgeführt worden und so weiter –, noch viele Beispiele mehr könnten angeführt werden.

Verständlichkeit der Darstellung ist in diesem Buch Prinzip. Kann man die Entstehung des Flysch am Alpenrand anschaulicher erklären als so: *Den besten Eindruck des sedimentären und tektonischen Chaos bekommt man vom Wildflysch. Gesteinsblöcke von oft ungeheuerlicher Größe werden in einem Teig aus Tonen verknetet, auf unbeschreibliche Weise vermischt, tektonisch verwalzt und schließlich in sekundären Großbewegungen zu einem gewaltigen Durcheinander vereinigt . . . In solchen Gesteinen kommt es zu besonders lebhaften und umfänglichen Gleitungen und Murgängen. Die Bäume fallen um, Drainage hilft nichts. Der Flysch ist der Kummer des Forstmannes und Almwirtes.*

Über 150 Abbildungen und Tabellen, jeweils mit ausführlichen Unterschriften, ergänzen den Text, ebenso zahlreiche Kartenskizzen (auch für kleinere Gebiete) und eine Reihe von Blockbildern, wie z. B. das eines Maintalanges mit einer darin enthaltenen Verwerfung oder das zur Erläuterung der Entstehung des Schilfsandsteines. Die Abbildungen beziehen die Paläontologie ein: wichtige Fossilien, Rekonstruktionszeichnungen z. B. von Flugsauriern, ursprünglichen Lurchen, von Triops cranciformis, der langlebigsten Tierart der Erde, vom kleinsten Dinosaurier, von Geräten des Homo sapiens heidelbergensis.

Mineralien- und Fossilien-sammler werden eine besondere Freude an diesem Buch haben, denn in jedem Kapitel sind fossilreiche Schichten mit den besten Fundorten herausgestellt. Darüber hinaus aber bietet das Buch so viel in so klarer Darstellung, daß es wohl bald zur Standardliteratur für geologisch Interessierte gezählt werden wird. Vielleicht wird man in wenigen Jahren schon von «dem Rutte» sprechen.

Werner Bils

OTTO LINCK: Fünfzig Jahre Triasforschung im Heilbronner Raum. Erster Teil: Vom Buntsandstein bis zum Lettenkeuper. (Heilbronner Museumshefte Nr. 8). Städt. Museen Heilbronn 1981. 86 Seiten, 61 Abbildungen. Broschiert

Eigentlich sind das drei Bücher in einem: eine Geschichte der Trias-Forschung im Heilbronner Raum, eine Erdgeschichte des Heilbronner Raumes in den Erdzeiten vom Buntsandstein über den Muschelkalk bis zum Lettenkeuper (die restlichen Keuperformationen soll ein zweiter Band behandeln) – und schließlich ein Bericht des Autors über seine eigenen geologischen und paläontologischen Forschungen im Heilbronner Raum. Der Anlaß der Veröffentlichung: die Stadt Heilbronn hat die umfangreiche, einzigartige «Sammlung Linck» als Grundstock ihres neuen Naturhistorischen Museums erworben – eine frühere Sammlung ist im Krieg zerstört worden – und zu Teilen bereits der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. (Die Besucherzahlen lassen jetzt schon erkennen, wie groß das Interesse dieser Öffentlichkeit ist.) Nun darf man von diesem – bei allem Inhaltsreichtum doch recht schmalen – Band nicht so etwas erwarten wie eine Führung durch die jetzige Ausstellung oder durch die gesamte Sammlung. Hier geht es vielmehr um eine Übersicht und um eine Einführung – verbunden mit dokumentarischen Informationen über die konkreten Forschungen des Autors, die so nur er selber geben kann. Problematisch wird es natürlich immer sein, ein solches Thema so zu behandeln, daß wissenschaftliche Differenzierung gewahrt bleibt und trotzdem nicht nur Fachleute angesprochen werden können. Nun ist es jedoch nur wenig übertrieben, wenn man sagt, absolute geologisch-paläontologische Laien hätten hierzulande Seltenheitswert. (Dafür haben Leute wie Quenstedt, Engel, Fraas und nicht zuletzt der Autor gesorgt.) Und zum anderen: Dank mannigfaltiger Konkretisierungen und häufiger Anbindungen an Vertrautes – von den Schilderungen und Abbildungen der konkreten Fundorte über sog. Lebensbilder, in denen erdgeschichtliche Ver-

gangenheit anschaulich wird, bis hin zu erhellenden anekdotischen «Einlagerungen» – überwindet auch der Laie – wenn er nur halbwegs interessiert ist – nach kurzer Gewöhnung die durch die Nomenklatur bedingte Schwelle und findet Zugang zum Wesentlichen. Auf der anderen Seite wird vermieden, daß der Umgang mit der allerfrühesten Phase der Heimat-«Geschichte» auf das ästhetisch bestimmte Staunen und Bewundern beschränkt bleibt, wie's zum Beispiel anderswo angesichts spektakulärer Ausschnitte z. B. aus dem Posidonienschiefer nicht ganz auszuschließen ist. – Man freut sich nach diesem ersten Teil bereits auf die Fortsetzung im zweiten.
Willy Leygraf

ALBERT MARIA DREXLER: **Umweltpolitik am Bodensee.** Baden-Württemberg. Regionalpolitik, Gewässerschutz, Verkehrsplanung, Landschaftspflege und Naturschutz. Neinhaus Verlag Konstanz 1980. 301 Seiten, 3 Karten. Broschiert DM 19,80

Da kommen sie alle wieder vor, die Stichworte für zum Teil recht schmerzliche Erinnerungen und Erfahrungen: Hoahrheinausbau und Seeregulierung / Bodensee-Nekkarstollen / Regulierwehr / ENI-Pipeline / Autobahn Singen-Konstanz / Bodenseebrücke / Abwasser aus Schussen und Argen / Verbauung des Seeufers mit den Plänen von Wasserburg, Kreßbronn, Friedrichshafen oder Meersburg, mit den Realitäten von Überlingen.

Aber: Was kann man dieser Arbeit nicht alles scheinbar vorwerfen, wenn man sich fürchtet, sie ernstnehmen zu müssen: Voreingenommenheit im Sinne des Bodensee-Gutachtens von Konrad Buchwald, der diese Arbeit gefördert hat; mangelnde Berücksichtigung der tagtäglichen Lebensbedürfnisse der betroffenen Bewohner des Bodenseegebiets; zu geringe Würdigung tatsächlicher Erfolge der Umweltpolitik des Landes; polemisch klingende Wertungen, die einer wissenschaftlichen Arbeit unangemessen seien – und so fort. Und vor allem kann man schlicht auf jede Auseinandersetzung mit den hier vorgelegten Fakten, Analysen und Argumenten verzichten – offensichtlich das am meisten praktizierte Verhalten derjenigen, die's eigentlich angeht. Wird es dadurch angemessener?

Wohl kaum. Denn nur in der Auseinandersetzung mit der Fülle der hier ausgebreiteten Informationen und mit deren wertender Zusammenordnung kann man den Ursachen des Unbehagens auf die Spur kommen, das mit so manchen Bodensee-Themen seit langem untrennbar verbunden zu sein scheint: Verkehrsplanung, Industrieansiedlung, Siedlungsentwicklung, Gewässerschutz – und so fort. In ausgewählten, besonders aufschlußreichen Zusammenhängen deckt der Autor die Mechanismen, politischen Strategien und Taktiken auf – und damit die Wurzeln des Unbehagens. So in der Nachzeichnung der Diskussionen um die Erschließung des Sees als Großschiffahrtsweg und um seine Sicherung als Trinkwasserspeicher; oder in der Darstellung der verschiedenen Phasen der Straßenbauplanung im Bodenseeraum. Wenn man ihm auch nicht unbedingt und immer folgen mag bei seiner Schuldzuweisung an die Seeferne der zentralen Stutt-

garter Entscheidenden (er selbst führt das aufschlußreiche Beispiel eines früheren Landrats vom Bodensee auf, der später in Stuttgart Politik machte), wenn man auch nicht ein Allheilmittel sehen mag in einer stärkeren Regionalisierung der «Umweltpolitik am Bodensee»: es gibt wohl kaum eine Darstellung dieses Themas, die deutlicher als die hier vorliegende sagt, worum es geht, die nachhaltiger auf unser aller Verantwortung hinweist und auf die Notwendigkeit, den nach Wählergunst schielenden, sich auf Sachzwänge berufenden Machern sehr genau auf die Finger zu sehen.

Hans L. Foss

HANS LUZ: **Stuttgarter Gärten.** Betrachtungen zur Entwicklung der Gartengestaltung von 1900 bis heute. (Nicht im Buchhandel, jedoch gegen einen Unkostenbeitrag von DM 20.– erhältlich bei der Geschäftsführung der DGGL, Landesgruppe Baden-Württemberg, Lilienthalstraße 23, 7022 Leinfelden-Echterdingen)

Eine kleine Kostbarkeit, nicht nur wegen der originellen Art, in der hier ein Lichtbildervortrag dokumentiert wird, vor allem vielmehr wegen der Gegenstände, die hier gezeigt und zum großen Teil – Gärten entstehen, entwickeln und verändern sich – auch dokumentarisch festgehalten werden. Zu diesen Betrachtungen sind eine Reihe von Themensträngen verflochten, die in unterschiedlichen Weisen die Geschichte Stuttgarter Gärten erkennbar machen. Da ist von den maßgebenden Stuttgarter Gartenschöpfern die Rede (und damit von der Entwicklung handwerklicher Gärtnerei über den «Gartenkünstler» bis zum akademischen Garten- und Landschaftsarchitekten), oder von den stilgeschichtlichen Entwicklungen, von denen die Gärten nicht weniger bestimmt und verändert wurden als ihr architektonisches Umfeld. Und all das findet eben auch in der gartenreichen Stadt Stuttgart seinen besonderen Stuttgarter Ausdruck. All solchen Zusammenhängen gehen diese aufschlußreichen Betrachtungen auf anregende Weise nach.

Willy Leygraf

CLAUS-PETER HERRN, CLAUS-PETER HUTTER und REINHARD WOLF: **Naturschutz im Kreis Ludwigsburg.** Naturdenkmale. (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs 4). Landkreis Ludwigsburg und Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (Institut für Naturschutz und Ökologie) Karlsruhe 1981. 112 Seiten, 44 zum Teil farbige Abbildungen. Broschiert DM 9.–

«Naturdenkmale» heißt es kurz und nüchtern im Untertitel. Man erwartet eine Auflistung und Beschreibung schützenswerter geologischer und botanischer Elemente der Landschaft; man findet sie auch, allerdings nur auf den letzten 30 Seiten. Gleichsam als Anhang werden hier ausführlich Dolinen, Aufschlüsse, Quellen, Teiche, Flußabschnitte, Moore, alte Bäume (vor allem Eichen und Linden), kleinere Waldstücke, aber auch florenfremde Elemente wie die Mammutbäume bei Schöckingen und Nußdorf beschrieben.

Auf den 80 Seiten davor verbirgt sich das, was den beson-

deren Reiz und die Bedeutung des Bändchens ausmacht, man erkennt es schon an den vielen – übrigens ausgezeichneten – Photos: hier sind nicht nur Naturdenkmale abgebildet, sondern auch Tiere – wie Waldohreulen, Grasfrösche, Feuersalamander, Laubfrösche, Libellen – und auch Blumen wie Wollgras, Küchenschellen und Orchideen.

Es geht in diesem ersten Teil des Bändchens vor allem darum, darzustellen, welche Bedeutung die Naturdenkmale im Naturhaushalt haben, warum ihr Schutz notwendig ist, um noch weitere Zerstörung ganzer Lebensräume zu verhindern.

Solche Lebensräume werden vorgestellt; zum Beispiel Feuchtgebiete mit der Abfolge der Pflanzengesellschaften, mit der Biologie der Lurche und der Vielfalt der hier lebenden Insekten; oder Trockenrasen mit ihren Charakterpflanzen – wie Aufrechte Trespe, Hungerblümchen, Küchenschelle, Wundklee, Helmknabenkraut – und mit charakteristischen Tieren wie Zebraschnecke und der Gebärderten Heideschnecke. Ebenso werden anthropogene Formen wie Hohlweg und geologische Aufschlüsse vorgestellt.

Abhängigkeiten zwischen den geologisch/geographischen Elementen, Tieren und Pflanzen werden sehr anschaulich dargestellt – zum Beispiel durch Schemazeichnungen der ökologischen Nischen eines Hohlweges und eines einzeln stehenden Baumes.

Die Bedeutung des Bändchens liegt in der Möglichkeit, auch Nichtfachleute mit ökologischen Themen bekannt zu machen und ihnen damit die Notwendigkeit des Schutzes von Naturdenkmälern deutlich zu machen. Aus dem allzu bescheidenen Untertitel «Naturdenkmale» geht das leider nicht hervor.

Werner Bils

Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg Band 51/52. Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (Institut für Ökologie und Naturschutz) Karlsruhe 1980. 424 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Dem regelmäßigen – d. h. also vor allem dem in Theorie oder Praxis aktiv und kontinuierlich auf den angesprochenen Fachgebieten arbeitenden – Leser bietet dieser Doppelband erneut die gewohnte Fülle von programmatischen, kritischen und analytischen Aufsätzen zur üblichen Vielfalt von Themen unter den Rubriken «Naturschutz und Landschaftspflege», «Gefährdete Pflanzen und Tiere», «Botanische Grundlagenuntersuchungen», «Zoologische Grundlagenuntersuchungen», «Naturschutzrecht». Für denjenigen aber, der eher gastweise, sporadisch und vielleicht auf manchem Gebiet nur als Liebhaber an Natur, Landschaft und an deren Schutz und Pflege interessiert ist (und wer wäre das nicht?) –, für den Laien im weitesten Sinne also ist das Angebot in diesem Band besonders verlockend und anregend, weil zum Beispiel sein Engagement gegen Speicherbecken im Schönbuch Unterstützung und Bestätigung findet, wenn er Einzelheiten erfährt über die Besiedlung des Golderbachs durch bestimmte Käferarten. Andere Stichworte lösen

andere «übergreifende» Überlegungen aus: Heiden, Felsen, Dolinen der Schwäbischen Alb; Schonwald, Waldfunktionen; Freizeitplanung; neue Naturschutzgebiete – und so fort. Das Augenmerk gerade dieser Benutzergruppe sei vor allem auch auf zwei Beiträge gelenkt, die zu weiteren einschlägigen Überlegungen Anlaß sein sollten: Eine – längst überfällige und recht nachdenklich stimmende – kritische «Analyse der veröffentlichten Landschaftspläne in Baden-Württemberg» sowie die überaus hilfreiche Bibliografie mit dem Thema «Erholungsvorsorge und Freizeitplanung», deren Titel allerdings das hier irreführende Wort *Regionalisierung* besser vermieden hätte: es handelt sich eher um eine regional bestimmte Konkretisierung.

Hans L. Foss

HELMUT BAUMANN u. a.: **Orchideenforschung und Naturschutz im Mittelmeergebiet**. Internationales Artenschutzprogramm. OPTIMA-Projekt «Kartierung der mediterranen Orchideen» Band 2. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, 19). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (Institut für Ökologie und Naturschutz) Karlsruhe 1981. 189 Seiten, zahlreiche z. T. farbige Abbildungen. Broschiert DM 24,–

SIEGFRIED KÜNKELE und KLAUS PAYSAN: **Die Orchideenflora von Euböa (Griechenland)**. OPTIMA-Projekt «Kartierung der mediterranen Orchideen» Band 3. (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, 23). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (Institut für Ökologie und Naturschutz) Karlsruhe 1981. 140 Seiten, zahlreiche z. T. farbige Abbildungen. Broschiert je DM 24,– Es handelt sich um Fortsetzungen des mit dem 14. Beiheft begonnenen Unternehmens.

Band 2 (22. Beiheft) enthält zunächst eine Neubearbeitung der «Orchideenflora der ostägäischen Inseln Kos, Samos, Chios und Lesvos», in der die «Verbreitung jeder Sippe (Art und Unterart) mit Rasterkarten festgehalten» wird, von Peter Gölz und Hans R. Reinhard. Außerdem behandeln Helmut Baumann und Amots Dafni «Differenzierung und Arealform des Ophrys omegaifera-Komplexes im Mittelmeergebiet», während Werner Greuter «Probleme des Naturschutzes im Mittelmeergebiet» diskutiert und Michael Tigges «Grundzüge eines internationalen Artenschutzprogrammes» erörtert.

Band 3 (23. Beiheft) enthält die spezielle Bearbeitung der «Orchideenflora von Euböa (Griechenland)» durch Siegfried Künkele und Klaus Paysan in Text, Karten und Bildern.

Hans L. Foss

Literarisches

PETER HERWIG (Hg): **Goethe in Schwaben**. Herwig Verlag Göppingen 1982. 87 Seiten, 8 Tafeln, ein Scherenschnitt. Gebunden DM 14,80

Ein freundlicher Beitrag zum Goethe-Jahr, gewiß. Aber er

gibt doch auch Hinweise genug auf Heilbronn, Stuttgart, Hohenheim, Tübingen im ausgehenden 18. Jahrhundert und vielleicht sogar Anregungen, den einen oder anderen Platz aufzusuchen und mit Goethes Augen anzusehen. Inhaltlich deckt sich das hier Vorgelegte ziemlich genau mit der vor Jahren bei Cotta erschienenen, aber wohl vergriffenen Zusammenstellung von Erika Neuhäuser «Goethe reist durchs Schwabenland». Ergänzend treten zu den Aufzeichnungen Goethes in Briefen und Tagebuchnotizen die ungefähr zeitgenössischen Darstellungen wichtiger Orte auf den Farbtafeln hinzu sowie eine knappe Einleitung von Peter Lahnstein.

Johannes Wallstein

JUSTINUS KERNER: **Ausgewählte Werke**. Herausgegeben von GUNTER GRIMM. Verlag Philipp Reclam jun. Stuttgart 1981. 575 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 19,80, kartoniert DM 13,30

Die Ankündigung einer – wie man früher gesagt hätte – «wohlfeilen» Ausgabe der Werke von Justinus Kerner mußte jeden freuen, der mehr über Kerner weiß, als daß er der Verfasser des Textes «Der reichste Fürst» ist, und diese württembergische Nationalhymne nicht – wie's ja immer noch häufig geschieht – mit Uhland in Verbindung bringt. Daß eine Kerner-Ausgabe heute eine Kerner-Auswahl sein muß, versteht sich von selbst. Um so gespannter nimmt man den Band in die Hand: schon der Klappentext bezeichnet «Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit» als das «Hauptstück» des Bandes. Damit sind die Akzente gesetzt: das (Auto-)Biografische steht im Vordergrund, Kerners parapsychologische Untersuchungen und Spekulationen treten dagegen – man möchte sagen: zu recht – zurück und sind nur mit der «Geschichte des Mädchens von Orlach» vertreten. Mit Vergnügen trifft man auf die «Klecksographien» und registriert gern den Abdruck einiger kleinerer Texte («Goldener. Ein Kindermärchen» / «Das Nachspiel der ersten Schattenreihe oder König Eginhard. Ein chinesisches Schattenspiel» / «Der rasende Sandler. Ein politisches dramatisches Inpromptu» / «Die gute Stadt Ludwigsburg an das alte gute Recht»).

Bleibt noch der Blick auf die Liste der Gedichte. Nicht einmal ein halbes Hundert hält der Herausgeber für heute mitteilenswert. Es hat keinen Sinn, mit ihm über Umfang und Inhalt dieser Auswahl zu rechten: subjektiver Geschmack ist immer mit im Spiel, wenn man sich mit so subjektiv, so romantisch geprägter Lyrik auseinandersetzt; gerade bei Kerner würde wohl jeder seine eigene und damit eine andere Auswahl zusammenstellen. Ist noch anzumerken, daß alle Texte von ausführlichen Anmerkungen begleitet werden, die dem heutigen Leser (vor allem des «Bilderbuchs») oft unentbehrlich sein werden.

Johannes Wallstein

MICHEL BUCK **Brevier**. Bearbeitet und herausgegeben von Heinz-Eugen Schramm. Verlag Graphischer Betrieb Willy Metzger Ertingen 1981. 285 Seiten, eine farbige Tafel. Leinen

MICHEL BUCK: **Erinnerungen aus meiner Kindheit**. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1922. Ulrich'sche Buch-

druckerei und Verlag Riedlingen 1981. 79 Seiten, 1 Abbildung. Gebunden DM 14,-

Als im Frühjahr vergangenen Jahres in diesen Blättern der Nachdruck von zwei kleineren Schriften Bucks begrüßt und eine Neuausgabe seiner Gedichte gewünscht wurde, war offensichtlich alles schon entschieden: Wenig später kam – in einem anderen Verlag – die hier anzuzeigende Ausgabe heraus; und fast gleichzeitig erschienen auch in der Reihe der Nachdrucke die Kindheitserinnerungen, die sich zugleich auch in diesem «Brevier» finden. Da haben wohl der 150. Geburtstag und die Wiederentdeckung des Ertinger Mundartdichters durch dessen neuere Kollegen bei seinen Landsleuten unterm Bussen ein wenig unkoordinierten Übereifer gezeitigt. Nun, wie's auch sei: die seit langem vergriffenen «Bagenga» sind wieder da. Und um drei Texte vermehrt. Woher er sie hat, verschweigt der Herausgeber, nicht jedoch seine – wenn auch nicht mehr ganz «brühwarmen» – Verdienste um das Werk Michel Bucks. Steht nur zu hoffen, daß er mit den Texten unseres Autors nicht ganz so salopp umgesprungen ist, wie er seine erläuternden und kommentierenden Anmerkungen formuliert, wie er Literarisches und Dokumentarisches von und über Buck und Eigenes aufeinander folgen läßt, wie er *Seine* (Bucks) *wichtigsten Werke* anführt und 273 Seiten später erst *Literatur über Michel Buck und seine «Bagenga»!* Kurz und gar nicht gut: man hätte dem Werk Michel Bucks eine gediegenere Darbietung gewünscht und gegönnt – aber da wird man ja nun warten dürfen bis zum 200. Geburtstag. Und inzwischen behilft man sich mit dem, was man – immerhin doch! – in der Hand hat.

Willy Leygraf

MARIA BEIG: **Rabenkrächzen**. Eine Chronik aus Oberschwaben. Roman. Mit einem Nachwort von MARTIN WALSER. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 128 Seiten. Leinen DM 19,50

Auf den letzten drei Seiten des Buches erklärt Martin Walser, daß und warum er dieses Buch für *ein einzigartiges Buch* hält. (*Ein Buch, als gebe es kein anderes, müsse es nie ein anderes geben.*) Es ist nicht gerade üblich, derlei einem Roman fest verbunden mit auf den Weg zu geben. Aber es enthebt uns der weiteren literarischen Einordnung und Abwägung. Bleibt der Hinweis auf Inhalt, Stoff: Auf vier Bauernhöfen im südlichen Oberschwaben – benachbart, aber doch jeder für sich gelegen – durchleben die Besitzer und Bewohner – sie sind zum guten Teil mehr oder weniger miteinander verwandt oder doch verschwägert von Hof zu Hof – die Zeit von Jahrhundertbeginn bis in die Gegenwart. Das ist zum einen Familiengeschichte mit dem typischen Auf und Ab, dem Mit- und Gegeneinander; aber die Zeit spielt hinein mit beiden Kriegen, mit Inflation und Nazi-Zeit, und vor allem der wirtschaftliche Aufschwung mit seinem alles überlagernden Materialismus. Denn diesem fallen schließlich nicht nur drei der vier Höfe zum Opfer: er hebt auch all das auf, was einmal das Unverwechselbare, das Heimatliche ausgemacht hat; übrig bleibt ein landwirtschaftlicher Großbetrieb mit Maschinen, Sonderkulturen und «Ferien auf dem Bauernhof». Die Verfasserin schildert das alles nicht sehr differenziert und individuell, sondern markiert

sozusagen Fixpunkte, an denen die Abläufe insgesamt erkennbar werden. Dadurch – und auch durch eine eher andeutende als erschöpfende Charakterisierung der Personen – bleibt dem Leser viel Raum und Freiheit, in der hier dargebotenen «Chronik» eigene Vergangenheit, eigene Erinnerungen anzusiedeln. Martin Walser: *Für mich ist dies Erinnerung ans Großelternland*.

Johannes Wallstein

Varia

PETER BLICKLE, GÜNTHER BRADLER, GÜNTER CORDES, ANDREAS CSER, EBERHARD GÖNNER, WALTER GRUBE, FRIEDER KUHNS, EBERHARD NAUJOKS, GERD FRIEDRICH NUSKE, VOLKER PRESS, FRANZ QUARTHAL, PAUL SAUER, HERBERT SCHNEIDER, HANSMARTIN SCHWARZMAIER, GERHARD THADDEY und BERNHARD THEIL: **Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament**. Die Geschichte der Volksvertretungen in Baden-Württemberg. Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1982. 376 Seiten, 59 Abbildungen. Leinen DM 59,–

Allein schon das Aufgebot der Autoren, die so gut wie alle durch einschlägige Publikationen ausgewiesen und von denen die meisten ausgesprochene Koryphäen auf diesem Gebiet sind, macht deutlich, welches Gewicht dieses Jubiläumsgeschenk zum 30jährigen Bestehen des Landes Baden-Württemberg – und damit seines Landtags – hat. Selbstverständlich steht am eigentlichen Anfang der Tübinger Vertrag von 1514 als *erste geschriebene Verfassung* Württembergs – aber ohne die gelegentlich selbstverständliche Gloriette: *Der Vertrag enthielt freilich keine neuen revolutionären Gedanken; aber die revolutionäre Situation im Lande hatte im Verein mit der Geldnot des Herzogs die Ehrbarkeit instandgesetzt, langgehegte Wünsche zu verwirklichen*. Kein demokratisches Grundgesetz also, sondern ein Instrument der Ehrbarkeit. Und in neuester Zeit erst wird wieder erneut die Frage gestellt, ob denn die repräsentative Demokratie – Errungenschaft aus Jahrhunderten und vor allem aus den vielfältigen Bemühungen und Rückschlägen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts – nicht wieder zu einer Art von Oligarchie (der Berufspolitiker, Beamten und Technokraten nämlich) geführt hat, der sich seit der APO neue außerparlamentarische Kräfte zur Seite und entgegenstellen, die den politischen Willen des Volkes auf andere und neue Weise artikulieren und durchsetzen wollen. Wer über diese neuen Formen basisverbundener Demokratie nachdenkt oder auch nur der Frage «Voll- oder Teilzeitabgeordnete?» nachgeht oder Überlegungen anstellt über die Vereinbarkeit von öffentlichen Ämtern mit der Kontrollfunktion des Parlamentariers, der sollte nützen, was diese Untersuchung ihm bietet: eine verlässliche Grundlage seines Nachdenkens aufgrund sorgfältiger Erhebungen und Abwägungen aller Entwicklungen, die zu dem geführt haben, was heute «Volksvertretung in Baden-Württemberg» ist und sein kann.

Willy Leygraf

DIETER GÖPFERT: **Bauernkrieg am Bodensee und Oberrhein 1524/25**. Mit einer Wiedergabe der Bodmaner Chronik. Verlag Rombach Freiburg 1980. 176 Seiten, 24 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. Broschiert DM 16,–

Im Jahre 1975 – im Gedenkjahr des Bauernkriegs – entdeckte der Verfasser im Pfarrarchiv Bodman eine bisher unbekannt handgeschriebene Chronik über die dramatischen Ereignisse im nördlichen Bodenseegebiet während des Bauernkriegs. Die Chronik wurde zwar erst im 18. Jahrhundert niedergeschrieben, sie stützt sich aber auf urkundliche Unterlagen aus der Zeit des Bauernkrieges, enthält sehr präzise Angaben über einzelne Aktionen (sogar mit Zahlen über die Truppenstärken) und gibt mehrere Briefe und Anordnungen im Wortlaut wieder. Der Autor stammte – dem Inhalt und den beigezogenen Unterlagen nach zu schließen – vermutlich aus der Reichsstadt Überlingen. Im Mittelpunkt der vorliegenden Veröffentlichung steht eine doppelte Edition: die 44 Seiten umfassende Chronik wird erstens in (etwas verkleinertem) Fotodruck und zweitens in einer Übertragung in heute verständlicher Sprache (doch unter Verwendung altertümlicher Ausdrücke) wiedergegeben – und zwar in geschickter Anordnung jeweils auf den einander gegenüberstehenden Seiten. Der Bericht liest sich auch heute noch spannend und spiegelt die Wirren, die allgemeine Verunsicherung beider Seiten und den tragischen Verlauf des Aufstandes eindrucksvoll wider. Bei der Übertragung kam es zu einigen Mißverständnissen, die der Kenner alter Schriften anhand der Fotowiedergabe aber leicht korrigieren kann. Die einführende Darstellung über den Bauernkrieg, über die Ereignisse im Bodenseegebiet und über einige führende Persönlichkeiten mag manchem eine Hilfe zum Verständnis sein, bringt aber keine wesentlichen neuen Erkenntnisse und ist nicht frei von verkürzten oder auch irrtümlichen Angaben. Verdienstvoll ist auf jeden Fall die Herausgabe des Chroniktextes!

Hans-Martin Maurer

ALEX CARMEL: **Christen als Pioniere im heiligen Land**. Ein Beitrag zur Geschichte der Pilgermission und des Wiederaufbaus Palästinas im 19. Jahrhundert. (Theologische Zeitschrift, Sonderband X.) Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 1981. 204 Seiten, zahlr. Abb. Leinen DM 34,80

Der israelische Landeshistoriker Alex Carmel – schwäbischer Landeskunde wohlbekannt als Chronist der Tempel-Kolonisation in Palästina – hat zur Zweihundertjahrfeier der «deutschen Christentumsgesellschaft» in Basel 1980 das Wirken der Basler Pilgermission St. Chrischóna im heiligen Land während des 19. Jahrhunderts aus den Quellen dokumentiert.

Das Bruderhaus St. Chrischóna war – wie die Basler Missionsgesellschaft – eine Tochtergründung der Christentumsgesellschaft. Ihre von 1846 an nach Jerusalem geschickten Pilgermissionare kamen überwiegend aus dem Pietismus nahestehenden Gemeinden Südwestdeutschlands.

Schon 1836 hatte Joh. Gottl. Barth aus Möttlingen (später Calw) bei Chr. Fr. Spittler in Basel angeregt, Brüder nach Palästina zu schicken, *um die Interessen der Pilgermission in*

Betreff des heiligen Landes näher ins Auge zu fassen. Die beiden ersten Sendboten waren der Mechaniker Conrad Schick aus Bitz und der Seifensieder und Chemiker Ferdinand Palmer, ebenfalls ein Württemberger. Ihnen folgten nach zwei Jahren, 1848, der Uhrmacher Samuel Müller aus Baden und der Dreher und Weber Heinrich Baldensperger aus dem Elsaß.

Im Bruderhaus in Jerusalem befaßten sie sich von Anfang an nicht allein mit christlicher Verkündigung, sondern hielten sich – schon aus Gründen der Existenzsicherung – an die Aufforderung des späteren anglo-preußischen evangelischen Bischofs von Jerusalem Samuel Gobat aus dem Jahre 1837, *christliche Arbeitsleute, Handwerker und Bauern nach dem gelobten Land zu schicken, . . . Leute, die durch stilles Arbeiten und Wohltun das wahre lebendige Christentum vor den Augen der Einwohner darstellen sollen.*

Die nachhaltige Wirkung für die Entwicklung Palästinas liegt denn auch weniger im missionarischen als im zivilisatorischen Einfluß der Pilgermission. Gewiß ist in pietistischem Selbstverständnis das eine nicht vom andern zu trennen. Doch was blieb, das war z. B. die Erforschung Jerusalems und Palästinas durch Conrad Schick, der sich 1850 vom Bruderhaus trennte, aber bis zu seinem Tode 1901 in Jerusalem blieb und als Bauinspektor maßgeblich die Stadterweiterung betrieb und ganze Stadtviertel, wie Me'a Sche'arim, das bekannte jüdisch-orthodoxe Wohnviertel, entwarf. Sein Grabstein auf dem Zionsfriedhof weist diesen Mechaniker aus Bitz als kgl. württ. Baurat und Ehrendoktor der philosophischen Fakultät Tübingen aus. Was blieb, und auch hierzulande noch bekannt ist, war Joh. Ludwig Schnellers Syrisches Waisenhaus. Auch er wurde 1854 von der Pilgermission nach Jerusalem geschickt; die Gründung des Waisenhauses 1860 ging zwar auf eine Anregung Spittlers zurück, aber es wurde sehr bald von Schneller *als sein eigenes Projekt annektiert.*

Von 1857 an wurde das Bruderhaus in ein Handelsgeschäft umgewandelt, das auch nach der Trennung von Basel (1873) von ehemaligen Chrischóna-Brüdern als Laden und als Bank weitergeführt wurde. Durch Finanzierung beim Bau mehrerer Judenviertel in der Neustadt Jerusalems und durch Beteiligung an der Bahnkonzession Jaffa-Jerusalem (1889) leisteten sie weitere wesentliche Beiträge zur Entwicklung der Stadt und des Landes.

Es ist bewundernswert, wie hier durch einen israelischen Historiker ein nicht unbedeutender Beitrag zum Wiederaufbau Palästinas durch schwäbische und schweizerische Pietisten dem beiderseitigen Vergessen entrissen wird.

Daß dies allein durch das mühsame Aufspüren der Quellen und die Auswahl der Zitate geschieht, zeugt für die Redlichkeit und die überlegene Kenntnis des Autors. Zwischen den Zeilen dieses Beitrags zur Landesgeschichte Palästinas wird der ebenso bibelfromme wie schaffige und umtriebige Geist schwäbischer Pietisten des 19. Jahrhunderts deutlicher spürbar als in Vielem, was seit langer Zeit über sie hierzulande veröffentlicht worden ist. Alex Carmels Dokumentation verdient – und sei es als Beispiel dafür, wie Quellen erschlossen werden können – recht viele Leser und Schüler.

Friedrich A. Schiler

WILHELM BOECK: **Joseph Anton Feuchtmayer.** Der Bildhauer, Altarbauer und Stukkator. (Kunst am See 5). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1981. Br. DM 17,-
Seit einigen Jahren wird vom Landratsamt Bodenseekreis in Friedrichshafen eine Schriftenreihe mit dem Titel «Kunst am See» herausgegeben. Die Broschüren behandeln neben jüngeren Künstlern auch ältere: André Ficus steht neben Johann Georg Dirr, der mal impressionistische mal realistische Maler neben dem Skulpteur aus dem 18. Jahrhundert. Insgesamt sind fünf Bände erschienen. Der fünfte handelt von Joseph Anton Feuchtmayer. Verfasser ist der in Tübingen lebende Professor für Kunstgeschichte Wilhelm Boeck. Auf wenigen Seiten hat es Boeck verstanden, den Rokoko-Skulpteur Feuchtmayer als eine künstlerische Persönlichkeit ersten Ranges vorzustellen. Zu Beginn steht die Frage, was an Feuchtmayer so fasziniert. Das, so Boeck, *verbirgt sich in dem Wunder einer außerordentlichen Vielseitigkeit.* Feuchtmayer war Altarbauer, Schnitzer und Stukkator. Boeck spricht von *entgegengesetzten Möglichkeiten*, die der Künstler durchlaufen hat. Auf der einen Seite frivol lächelnde Putten – auf der anderen Seite demütige Madonnen. Mal schwelgerisch wirre Ornamente – mal strenge, fast statisch wirkende Rautenmuster. In dieser Spannweite ist der von Boeck herausgestellte Expressionismus Feuchtmayers begründet. Ein Expressionismus, der in den Gründerjahren – also gegen Ende des 19. Jahrhunderts – als Karikatur verlacht wurde. Deswegen wurden damals übrigens manche Figuren aus den Kirchen verbannt – z. B. die aus der Benediktinerabtei Engelberg in der Schweiz.

Rokoko und Klassizismus! Diese gegensätzlichen Stile vertragen sich wahrscheinlich deswegen so gut, weil Rokoko als Dekorationsstil Licht und Luft bedarf, um sich entfalten zu können. Die Weitung und Klärung des frühklassizistischen Raumes mag auch auf Feuchtmayer eingewirkt haben, zumal er immer in konsequenter Auseinandersetzung mit der Architektur gearbeitet hat. Selbstverständlich steht fest: Birnau ist keine klassizistische Kirche und Feuchtmayer kein Klassizist. Aber Feuchtmayers Vorliebe für die Geometrie der Kurven, seine Neigung zur Symmetrie inmitten asymmetrischer Formenmuster und die oftmals klare und glatte Konturenführung seiner Skulpturen dürfen vielleicht als ein erstes Symptom für den um die Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzenden Frühklassizismus in Baden-Württemberg sein. Und noch mehr: Klassizismus war wohl doch nicht ausschließlich von Frankreich importiert.

Unbedingt müssen noch die ausgezeichneten Abbildungen dieses Büchleins erwähnt werden. Und natürlich die Dokumentation, die Feuchtmayer als Bildhauer, Altarbauer, Stukkator, Ökonom und Untertan in schriftlichen Zeugnissen vorstellt. Insgesamt also ein lesenswertes, belehrendes und betrachtenswertes, beschauliches Buch. Die Gedanken über einen Künstler sind selbst Kunstwerk geworden.

Ehrenfried Kluckert

ERWIN ROHRBERG: **Schöne Fachwerkhäuser in Baden-Württemberg.** DRW-Verlag Stuttgart 1981, 144 Seiten, 104

Farbfotos; 70 Skizzen, Zeichnungen und Radierungen. Gebunden DM 54,-

Es gibt eine Reihe von Motiven für die starke öffentliche Aufmerksamkeit, die sich in den letzten Jahren auf alte Häuser und Stadtbilder richtet: das reicht von nostalgisch-romantischen Regungen bis zu einem neuen oder wiedergewonnenen Verständnis von Heimat und Geschichte. Besonderes Augenmerk gilt dabei immer wieder den alten Fachwerkbauten: sie sind besonders malerisch, aber darüber hinaus auch handwerklich-technische Dokumente. All solchen Erwartungen und Interessen trägt dieser Band Rechnung, indem er sowohl bekannte und besonders prachtvolle Beispiele aus dem ganzen Land vorführt als auch ausführlich auf das Handwerklich-Technische eingeht, das die äußere Schönheit sozusagen aus dem Inneren begründet und verständlich macht. Den Lesern dieser Zeitschrift ist der Autor durch zahlreiche Einzeluntersuchungen bekannt, in denen er vor allem den aus den Arbeitsweisen der Zimmerleute abgeleiteten Maßverhältnissen nachgeht und diese als Grundlage der Ästhetik der alten Bauten darstellt. In diesem repräsentativen Band, der sich mit seinen vielen Farbbildern nicht nur an Fachleute, sondern an alle interessierten Laien wendet, gibt er vor allem Hinweise auf das Besondere, Individuelle eines jeden Baus und seiner Geschichte. Die in den Texten zu den einzelnen Beispielen knapp gehaltenen Hinweise auf das Besondere der jeweiligen Konstruktion werden gestützt und erweitert durch eine ausführliche Einleitung, in der das Grundsätzliche abgehandelt wird, und durch sehr «konstruktive» Begriffserklärungen, die von *Achtort* bis *Zwerchhaus* erläutern und verständlich machen, worauf es beim Betrachten von Fachwerkhäusern ankommt, wenn man sich nicht nur an deren malerischer Schönheit freuen will. Wer diese mehr theoretischen Teile des Buches bei der Betrachtung der einzelnen Beispiele heranzieht und vielleicht noch möglichst viele Objekte aufsucht, absolviert einen soliden Grundkurs über Fachwerkbauten, der ihn auch beim Betrachten hier nicht behandelte Häuser sicherer machen kann.

Willy Leygraf

WERNER P. HEYD: **Schwäbische Köpfe**. Bleicher Verlag Gerlingen 1980. 178 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Gebunden

Ein Buch mit dem Titel «Schwäbische Köpfe» aufzuschlagen und nicht auf allbekannte, vielzitierte und mit Ruhm überschüttete Namen zu stoßen, ist erfreulich. Natürlich, – Berthold Auerbach, Christian Landenberger und Otto Rombach werden porträtiert, aber es tauchen im Inhaltsverzeichnis auch Namen auf, die fast oder gänzlich unbekannt sind. Zum Beispiel: Alphons Bilharz, der 1836 geboren wurde, also kurz vor der Mitte des Jahrhunderts absoluter Wissenschaftsgläubigkeit. Als jungen Menschen erfaßte auch ihn dieser Glaube und rief eine Hochstimmung in ihm hervor, ein Pathos der Menschheitsrettung: Der Mensch sollte von Krankheiten befreit werden, die seit Jahrhunderten seine Geißeln waren, ebenso aus Unwissenheit und Unbildung. Für unser Jahrhundert des Spezialistentums fast unvorstellbar, vereinte Bilharz theoretische

Arbeit, Denken und Schreiben mit der praktischen Tätigkeit des Arztes. Der Drang eines Welterforschers gesellte sich dazu: Bilharz reiste nach Afrika, wo sein Bruder Theodor eine schwere Hygiene-Krankheit erforschte, die heute Bilharziose heißt. Alphons Bilharz ging in seinen Forschungen den neuen Disziplinen nach, der Nervenphysik zum Beispiel. Unruhe und Entdeckerlust trieben ihn nach Amerika und später wieder zurück nach Deutschland. Seine Erweckung als Philosoph, der er zeitlebens bleiben sollte, ereignete sich in der Prarie. In Sigmaringen arbeitete er diese Intuition zum Denksystem aus. Auch arbeitete er dort wieder als Arzt, und zwar als Psychiater, in einem Beruf, den ebenfalls das neunzehnte Jahrhundert erfand. Die Begeisterung für die intellektuelle Weltentdeckung teilt Bilharz mit den anderen Schwaben, die im Buch porträtiert sind. Auch fällt bei allen gleichermaßen der liberale, humane Kosmopolitismus auf. Man könnte sie schwäbische Weltbürger nennen, die zwar in der Provinz zu Hause waren, überall in der Welt jedoch ihre Heimat hatten, selbst wenn sie Deutschland, gar wenn sie Schwaben nie verließen. Das ist nachzulesen bei Paul Schmid alias Peter Strick, dessen Lyrik im Symbolismus ebenso beheimatet ist wie in der Mundart. Oder bei Karl Hötzer, dem Lehrer und Poeten, der aus Balingen stammte und sich vor Hindenburg im fernen Berlin fürchtete und deshalb schrieb: *Wird Hindenburg des Reiches Meister, / dann wehe euch, ihr freien Geister . . . / Nimmer soll durch unsre Zeiten / der schwarze finstre Kriegsgott reiten!*

Den sichtbarsten Faden zwischen Schwaben und der Welt spannte von den hier Porträtierten Leopold Marx, der schwäbische Jude; er spannte ihn zwischen Cannstatt und Shavey-Zion, der Siedlung, die schwäbische Juden, vor allem aus Rexingen, in Israel gegründet haben. Shavey-Zion war ein Fluchtpunkt, für Leopold Marx und für viele andere, die vor dem Rassenterror fliehen mußten. Leopold Marx war ein Dichter deutscher Sprache, er hat vor allem Gedichte geschrieben. Er ist nicht mehr nach Schwaben zurückgekehrt, als der Terror vorüber war, dafür aber sein Werk: es wird im Literaturarchiv in Marbach aufbewahrt.

Von solchen kleinen, marginal erscheinenden Botschaften trägt das Buch von Werner P. Heyd einige. Es sind gleichsam Botschaften vom Vorhandensein einer Kultur, die sich nicht mit Denkmälern zu Bewußtsein bringt. Kurt Oesterle

HELMUT OTTENJANN (Hg): **Museumsdorf Cloppenburg**. Niedersächsisches Freilichtmuseum. Museumsführer. Selbstverlag des Museumsdorfs Cloppenburg 1981. 177 Seiten, zahlreiche Abbildungen, herausklappbarer Plan. Broschiert

Freundeskreis **Freilichtmuseum Südbayern** (Hg): *Freundeskreisblätter* Nr. 13 August 1981. Selbstverlag des Herausgebers Großweil bei Murnau 1981. 160 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Verein **Hohenloher Freilandmuseum** (Hg): *Mitteilungen* 1. Selbstverlag des Herausgebers Schwäbisch Hall 1980. 74 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert
Es ist aufschlußreich, sozusagen synchron in diesen drei

Publikationen zu blättern. Zwischen dem «gestandenen» Museum in Niedersachsen und dem, was in Hohenlohe inzwischen aus der Planung herauswächst, nimmt das südbayerische Freilichtmuseum eine Art Zwischenstellung ein: Es ist noch nicht vollendet, aber bereits voll in Funktion. Deshalb ist es ein besonderer Ansatzpunkt für praxisbegleitendes Nachdenken. Da ist zum Beispiel nicht nur vom Maibaum-Aufstellen oder von Volksmusik und Volkstanz im Museumsdorf die Rede, unmittelbar dem zugeordnet wird auch ein Referat von Adelhart Zippelius abgedruckt, der vor dem wissenschaftlichen Beirat kritische Überlegungen *Zur Frage der «Belebung» der Freilichtmuseen* angestellt hat, die vielleicht auch in Wackershofen bedenkenswert sind – nicht minder übrigens auch die von Lenz Kriss-Rettenbeck zusammengestellten *Grundsätze für Freilichtmuseen*. In Cloppenburg kann man solchen Erörterungen mit Gelassenheit folgen, rund fünfzig Jahre des Bestehens, genau fünfzig Originalgebäude, Gelegenheit für regelmäßige Ausstellungen nun in zwei Gebäuden. – Bis zu einem solchen Status wird in Wackershofen im Laufe der Jahre noch manche Erfahrung zu sammeln, manche Maxime zu überprüfen sein. Und auch die Autoren dieser «Mitteilungen 1» werden noch einen gemeinsamen Standort finden müssen zwischen den *entwicklungspolitischen* und den *wissenschaftlichen* Aspekten, denen man gewiß nicht gerecht wird, solange man sich hemdsärmelig absetzt gegen ganze *Rudel von Volkskunde-professoren aus der Landeshauptstadt!*
Johannes Wallstein

In einem Satz . . .

Landtag von Baden-Württemberg. Ein aktueller Leitfaden. Herausgegeben vom Landtag von Baden-Württemberg. Stuttgart 1981. 143 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert
Über das im Titel Angekündigte hinaus enthält diese Schrift zahlreiche Informationen auch über Regierung und Verwaltung des Landes sowie über dessen neuere Geschichte.

ANTON HUBER: **Die Nach-Sitzung.** Anekdoten aus dem Leben des schwäbischen Landrats und Abgeordneten Anton Huber mit Federzeichnungen von Sieger Köder. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1982. 101 Seiten, 8 Federzeichnungen. Pappband DM 14,80
Amüsantes und Nachdenkliches, auf jeden Fall aber Selbstbewußt-Originelles und durchaus nicht immer Konformistisches wirft manch deutliches Licht auf die Persönlichkeit des Autors und auf seine Mitmenschen in Oberschwaben, im Ostalb-Kreis und – nicht zuletzt – im Stuttgarter Landtag.

ALBERT KREUZHAGE: **Tagebuch der Reise nach Baden und dem Schwarzwalde 1836.** Herausgegeben von VOLKER SCHUPP. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1982. 96 Seiten, 16 z. T. farbige Bildtafeln. Pappband DM 18,–
Der Herausgeber konnte durch komplizierte Recherchen

schließlich den Göttinger Universitätsrat und philosophischen Schriftsteller Kreuzhage als Autor feststellen, der im wesentlichen Baden-Baden und die Rheinseite des Schwarzwaldes besucht, aber auch Ausflüge z. B. nach Rippoldsau und Triberg beschrieben hat.

KILIAN WEBER: **Stahringen-Homburg.** Ein Heimatbuch und Beitrag zur Geschichte des Hegaus und der Bodenseegegend. Im Verlag der Gemeinde Stahringen (1928). Reprint Horst Bissinger Verlag Magstadt 1980. 204 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Gebunden DM 20,–
Der Verfasser versucht gleichermaßen seine Darstellung fachlich – vor allem durch intensives Quellenstudium – abzusichern und sie für seine Landsleute – vor allem durch besondere Anschaulichkeit – leicht zugänglich und verständlich zu machen.

MARTIN BUCKHARDT: **Die gesellschaftlichen Kosten des Autoverkehrs.** (Hg. Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz). Bundschuh Verlag Freiburg 1980. 135 Seiten, zahlreiche Tabellen und Abbildungen. Broschiert
Das Buch will sein: eine als Grundlage alternativer Verkehrspolitik verstandene *Bilanz der gesellschaftlichen Auswirkungen des Kraftfahrzeugsverkehrs, von den ökonomischen Kosten und Abhängigkeiten unserer Gesellschaft vom Autoverkehr über die sozialen Kosten von Verkehrsunfällen, Luft- und Umweltverschmutzung, Lärmbelastung, Städte- und Landschaftsveränderungen bis zum Zeitaufwand und den Geschwindigkeiten im Vergleich mit anderen Verkehrsmitteln.*

Bürger im Umweltschutz. Nichtstaatliche Umweltschutzorganisationen und Bürgerinitiativen Umweltschutz in der Bundesrepublik Deutschland. (Hg. Umweltbundesamt, Fachgebiet Aufklärung der Öffentlichkeit in Umweltfragen). Umweltbundesamt Berlin 1981. 312 Seiten. Broschiert
Auf 302 Seiten werden «Aufgabenschwerpunkte» und «Anschriften» von rund 1500 Gruppen und Organisationen aufgeführt – gegliedert nach Tätigkeitsbereichen (bei überregionalen Organisationen) und sonst nach Bundesländern, erschlossen durch ein ausführliches Register, zur Fortschreibung tauglich gemacht durch vorbereitete Korrekturbögen für Änderungen und Ergänzungen.

GERHARD WEISER (Hg.): **Expeditionen in die Wirklichkeit.** Unterwegs zu einer besseren Umwelt. Mit Beiträgen von GEORG BRUGGER, JOSEF KLEIN, HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER und GERHARD WEYGAND. Verlag Bonn Aktuell Stuttgart 1981. 206 Seiten, Zahlreiche Abbildungen. Broschiert.
Müllverschwelung / Schnellbahntrasse Mannheim–Stuttgart / Landschaft und schützenswerte Lebensräume / Schwermetalle in Nahrungskette und Umwelt sind die Gegenstände, mit denen sich die Autoren – nach der Einleitung des Herausgebers «Aussteigen ist keine Alternative» – befassen, um die *sachlichen und politischen Bezüge zu beschreiben, innerhalb deren diese Fälle zu sehen sind.*

Unser Dorf soll schöner werden. Dokumentation und Auswertung der Bundeswettbewerbe 1961–1979. (Schrif-

tenreihe des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten. Reihe A: Angewandte Wissenschaft, Heft 259). Landwirtschaftsverlag Münster-Hiltrup 1981. 185 Seiten, zahlreiche Tabellen. Broschiert DM 12,-
Ein paar «Schlußfolgerungen und Empfehlungen» sowie eine «Zusammenstellung von Änderungsvorschlägen», von denen eine stattliche Anzahl auf eine kritische Dokumentation des Deutschen Heimatbundes zurückgehen (Bendermacher: Dörfchen, Dörfchen auf dem Lande), können nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich eben doch um einen Rechenschaftsbericht derer handelt, die jetzt (offensichtlich nicht so sehr aus Überzeugung, als um das «Image» des Wettbewerbs zu retten) die Empfehlung aussprechen: weniger «Blumen» und «Verschönerung», mehr «zweckmäßige Dorferneuerung» sowie «Dorferhaltung» und «Dorfgestaltung» – als ob das so viel mehr bewirken könnte als ein Auswechseln von Etiketten, solange nicht gründliche Fachberatung der beteiligten Gemeinden sichergestellt werden kann.

Freizeitmöglichkeiten der Bevölkerung im ländlichen Raum. (Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Band 113). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1978. 184 Seiten, broschiert DM 18,-
Der Versuch, die Theoriedefizite bisheriger Freizeitforschung ausgerechnet im ländlichen Raum zu überwinden, dem man dazu ihm fremde Schemata überstülpen mußte, kann kaum mehr erbringen als verstärktes Mißtrauen gegenüber nicht empirisch betriebener Kulturforschung gerade in diesem Raum – und die Feststellung, daß dort die Freizeitdefizite zum Teil erheblich sind, aber kaum durch Turnhallen und Dorfgemeinschaftshäuser zu beseitigen sind.

HUGO BAUMANN: **Das Grüne Liederbuch.** Vereinigte Buchdruckereien August Sandmaier & Sohn Bad Buchau 1981. 9. Auflage. 191 Seiten. Gebunden DM 8,50
Wenn dies – inzwischen vermehrt um «Merkverse zu den Jagdsignalen» und «Die gebräuchlichsten Gitarrengriffe» – jetzt schon in 9. Auflage erscheint, kann das nur darin seinen Grund haben, daß mit der Zeit – zumindest bei den «Grünen» – eher mehr als weniger gesungen wird.

Weitere Titel

HEINRICH GOMMEL: **Als die Eisenbahn noch nicht ging.** Schwäbische Idyllen aus einer untergegangenen Welt. Unveränderter fotomechanischer Nachdruck der 2. Auflage von 1966. Verlag Horst Bissinger Magstadt. 148 Seiten. Pappband DM 12,80

KILIAN WEBER: **Stahringen-Homburg.** Ein Heimatbuch und Beitrag zur Geschichte des Hegaus und der Bodenseelandschaft. Im Verlag der Gemeinde Stahringen. 1. Reprintauflage 1980. Horst Bissinger Verlag Magstadt. 204 Seiten, 28 Abbildungen. Pappband DM 20,-

HANS EUGEN SPECKER und GEBHARD WEIG (Hg): **Die Einführung der Reformation in Ulm.** Geschichte eines Bürgerentscheids. Vortragsveranstaltungen, Ausstellungskatalog und Beiträge zum 450. Jahrestag der Ulmer Reformationsabstimmung. (Forschungen zur Geschichte der Stadt

Ulm. Reihe Dokumentation. Band 2.) Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1981. 388 Seiten, 101 Abbildungen, davon 4 farbig. Broschiert DM 45,-

WALTER BERNHARDT: **450 Jahre Reformation in Esslingen.** Ausstellung des Stadtarchivs Esslingen. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981. 198 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

HILDA SANDTNER: **Schwäbische Sprüch'.** Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg Rosenheim 1981. 288 Seiten, 120 zweifachen Zeichnungen. Leinen DM 29,80

HUGO MOSER: **Schwäbischer Volkshumor.** Neckereien in Stadt und Land, von Ort zu Ort. Zweite, ergänzte Auflage. Konrad Theiss Verlag 1981. 678 Seiten, 18 Karten. Leinen DM 39,-

WINFRIED MÜLLER: **Vom Schöpfbrunnen zum Wasserwerk.** Zwei Jahrtausende Wasserversorgung in Baden-Württemberg. Herausgegeben von der VEDEWA-Vereinigung der Wasserversorgungsverbände und Gemeinden mit Wasserwerken. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 108 Seiten, 109 Abbildungen, größtenteils farbig. Leinen DM 42,-

Landschaft + Stadt. Beiträge zur Landespflege und Landesentwicklung. Herausgegeben von Prof. Dr. K. BUCHWALD, Prof. Dr. W. HABER, Prof. Dr. H. KIEMSTEDT, Prof. Dr. H. KISTENMACHER, Dr. H. KLAUSCH, Dr. E. LAAGE, Prof. G. MARTINSSON, Prof. Dr. G. OLSCHOWY, Prof. W. PFLUG und Dr. H. F. WERKMEISTER. Verlag Eugen Ulmer Stuttgart. Vierteljährlich erscheint ein Heft (Umfang 48 Seiten im Format DIN A 4), reich illustriert. Jahresbezugspreis DM 68,-

HERBERT und ELKE SCHWEDT: **Schwäbische Volkskunst.** Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz 1981. 183 Seiten, zahlreiche ganzseitige Abbildungen, davon 10 in Farbe. Leinen DM 68,-

KARL HILLENBRAND: **Volkskunst der Ziegelbrenner.** Stempel, Symbole und Heilszeichen in Ton. Callwey Verlag München 1981. 88 Seiten, 110 einf. Abbildungen und 4 Farbtafeln. Linson DM 38,-

THEODOR KLÜPPEL: **Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno.** Mit einem Geleitwort von WALTER BERSCHIN. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1980. 179 Seiten mit 1 Farbtafel. Leinen DM 38,-

RÖLAND KIRCHHERR: **Die Verfassung des Fürstentums Hohenzollern-Sigmaringen vom Jahre 1833.** Zu den Auswirkungen der Verfassungstheorien der Zeit des Deutschen Bundes auf das Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen. (Dissertationen zur Neueren Geschichte 5.) In Kommission bei Böhlau Verlag Köln Wien 1979. 447 Seiten. Broschiert DM 74,-

HANS MATTERN: **Das Jagsttal von Crailsheim bis Dörzbach.** Wanderung durch ein Landschaftsschutzgebiet. Selbstverlag Crailsheim 1980. 207 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Gebunden DM 28,-

Notwendige Ergänzung: Das im Selbstverlag erschienene Buch (vgl. Heft 2/82, Seite 134) ist u. a. zu beziehen über die Buchhandlungen Baier (Crailsheim) und Müller & Gräff (Stuttgart) sowie über die Geschäftsstelle des Schwäbischen Albvereins (Hospitalstraße, 7000 Stuttgart).



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen


Der neue LBS-Schnell-Tarif. Der schnelle Weg für Bauherren, Energiesparer, Modernisierer und Mieter.

Mit dem umfassenden LBS-Maßprogramm bieten wir Ihnen jetzt noch mehr Vorteile. Auch das spricht für die LBS: Als einzige für jedermann zugängliche Bausparkasse, erheben wir eine Abschlußgebühr nur noch bei Darlehen. Gut für alle, die hohe Bausparprämien nutzen wollen. Fragen Sie uns. Wir beraten Sie gerne.

LBS. Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.



Unser Verbund – Ihr Vorteil

Sparkasse  Landesbank
Landesbausparkasse
Sparkassen-Versicherung

Namen und Anschriften unserer LBS-Berater und deren Beratungsstellen entnehmen Sie bitte Ihrem örtlichen Fernsprechbuch unter »Bausparkassen«, Ihrem Gemeindeblatt sowie unseren monatlichen Sprechtagankündigungen in der Tagespresse. Auch alle Sparkassen mit ihren Geschäftsstellen stehen Ihnen für Auskünfte und Beratungen zur Verfügung.

Information

Klaus Megerle:
**Württemberg im
 Industrialisierungsprozeß
 Deutschlands**

Ein Beitrag zur regionalen Differenzierung der
 Industrialisierung
 274 Seiten, Leinen, 88,- DM
 ISBN 3-608-91216-9

Kurt Leipner (Hrsg.):
Krankenhaus Bad Cannstatt

100 Jahre
 Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart,
 Band 32, XVI + 110 Seiten, 38 Photos, Leinen, 22,-DM
 ISBN 3-12-915540-6

Ingrid Batori / Erdmann Weyrauch:
**Die bürgerliche Elite
 der Stadt Kitzingen**

Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einer
 landesherrlichen Stadt im 16. Jahrhundert
 Ca. 950 Seiten, Leinen, 190,- DM
 ISBN 3-12-911610-9

Klett-Cotta 

REISEBÜRO *Binder*

... ein Begriff für solide Omnibusreisen

STUDIENREISEN
 in komfortablen Reiseomnibussen
 mit landeskundiger Reiseleitung

16. 8.	14 Tage Westnorwegen	DM 2418,-
21. 8.	8 Tage Lübeck – Ostholstein	DM 852,-
23. 8.	7 Tage Waldensertäler – Piemont	DM 848,-
23. 8.	12 Tage Normandie – Bretagne	DM 1487,-
30. 8.	12 Tage Westfrankreich – Pyrenäen	DM 1448,-
1. 9.	5 Tage Kunststädte Belgien	DM 548,-
3. 9.	17 Tage Sizilien	DM 1998,-
5. 9.	16 Tage Finnland – Lappland	DM 2414,-
11. 9.	9 Tage Mittelitalien (Marken – Umbrien)	DM 921,-
19. 9.	8 Tage Venetien – Venedig – Ravenna	DM 840,-
26. 9.	9 Tage Loire – Bretagne	DM 1040,-
28. 9.	6 Tage Wien – Wachau	DM 636,-
1. 10.	10 Tage Provence – Camargue	DM 1158,-
7. 10.	18 Tage Ägypten	DM 3098,-
9. 10.	2 Tage Kunstfahrt Eifel	DM 159,-
16. 10.	16 Tage Griechenland	DM 2034,-
17. 10.	6 Tage Wien – Burgenland – Salzkammergut	DM 653,-
24. 10.	9 Tage Spanien, Pyrenäentäler – Andorra	DM 1024,-
24. 10.	9 Tage Rom	DM 943,-

Preise inkl. Halbpension mit Unterkunft in guten Hotels. – Unser Programm senden wir gerne unverbindlich zu.

7000 Stuttgart-Feuerbach, Wilh.-Geiger-Platz 1
 Telefon 0711 /81 50 04

„Ich weiß es aus Erfahrung:
 Mit einem Hauskonto* bei
 der Sparkasse
 haben Sie Soll
 und Haben
 immer im
 Griff.“



Heinz Steger
 Sparkassen-Geldberater

* Ihr Sparkassen-Geldberater entlastet Sie und wickelt Einnahmen und Ausgaben wie Mieten und Steuern, Rechnungen und Versicherungen pünktlich für Sie ab. Und liefert Ihnen die exakte Übersicht. Per Kontoauszug. Zu Ihrer Kontrolle.



wenn's um Geld geht
Sparkasse



Aus dem Tagebuch der Hammerschmiede Gröningen

Die Instandsetzungsarbeiten an der Hammerschmiede Gröningen sind in der Hauptsache beendet. Der Winter 1981/82 diente hauptsächlich dem Gangbarmachen der Hämmer. Zuvor jedoch mußten sämtliche Amboßfundamente ausgetauscht werden. Die Feineinstellung der Hämmer erwies sich als schwierig, da es sich um eine nahezu ausgestorbene Technik handelt. Der über 80jährige Hammerschmied Fritz Schäff aus Eckersmühlen in der Nähe von Nürnberg stand mit Rat und Tat zur Seite.

Nachdem die Gebläse wieder betriebsbereit und über Rohrleitungen mit den beiden Essen verbunden sind, kann an diesen wieder gearbeitet werden.

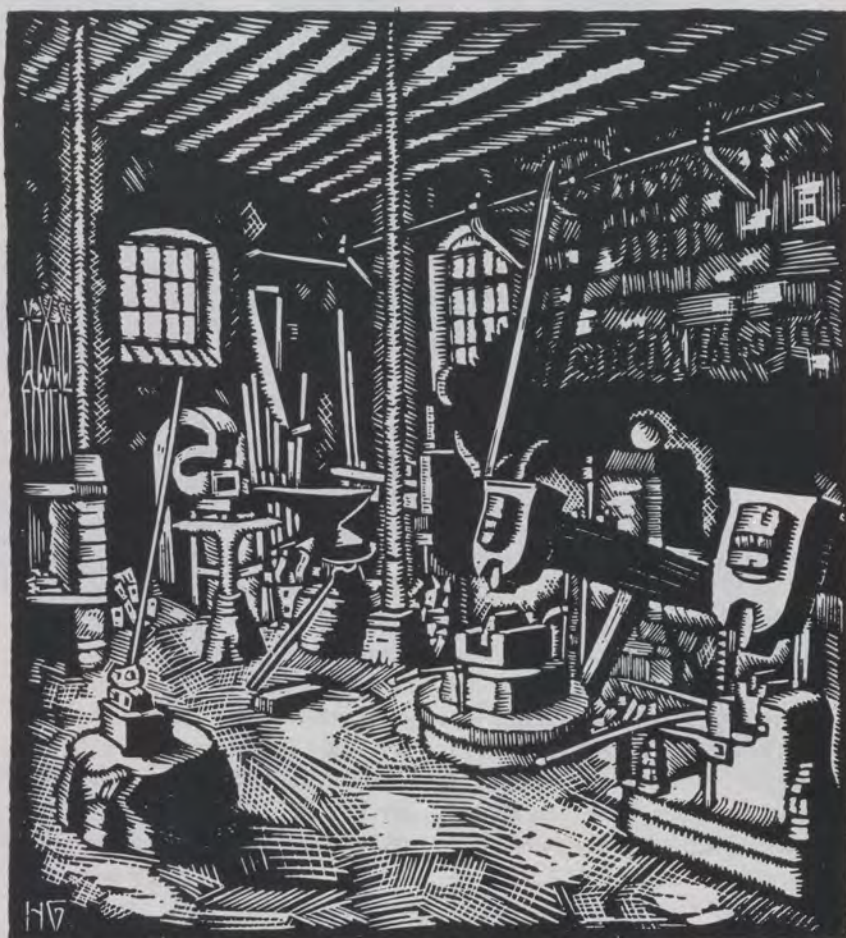
Die Wohnungen im Obergeschoß und der Aufenthaltsraum mit Küche im ehemaligen Stall sind fertiggestellt. Die Remise oberhalb des Schmiedegebäudes wurde als letztes der Nebengebäude instand gesetzt. Das Dach wurde umgedeckt, das Fachwerk zum Teil erneuert. Dabei tauchte noch eine alte Feuerspritze auf, die nach ihrer Restaurierung das Ensemble bereichern wird.

Das Materiallager und die Kohlenschütte sind wieder eingerichtet. Von Küfermeister Gullmann aus Gröningen konnten eine aus der Hammerschmiede stammende Bohrmaschine und eine Drehbank zurückgekauft werden.

Das Staatl. Forstamt übernahm das Pflanzen einiger Bäume und das Aufstellen zweier Sitzgruppen.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND einigte sich mit Herrn Georg Lang aus Michelfeld über ein Pacht- und Betreuungsverhältnis. Herr Lang ist Schlossermeister, hat aber auch Erfahrung als Schmied und eine ausgesprochene Vorliebe für alte Arbeitstechniken.

Als letztere größere Maßnahme bleibt die Reparatur des Weges zur Ham-



Die Gröninger Hammerschmiede in einer älteren Holzschnitt-Darstellung von Hans Gerner; über den Künstler war leider nichts Näheres zu erfahren.

merschmiede und das Anlegen eines Parkplatzes an der Bölgentaler Straße übrig. Es bleibt zu hoffen, daß das Geld hierfür noch ausreicht. Im Laufe der letzten zwei Jahre kamen doch viele und zum Teil kostspielige unerwartete Arbeiten zu dem vorgesehenen Bauprogramm hinzu.

Ende Juni wurde die Hammerschmiede Gröningen mit einer kleinen Feier und einem großen Fest der Öffentlichkeit übergeben.

Albert Rothmund

Was wird aus dem Leutkircher Bahnhof?

(sh) Die gleiche Überschrift stand bereits auf Seite 313 des Heftes 4/80 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT. Die vorläufig letzte Äußerung in dieser Sache kam

vom Präsidenten der Bundesbahndirektion Stuttgart:

«Auf Grund der Einwendungen der Stadt Leutkirch und des Denkmalamtes im Rahmen des Planfeststellungsverfahrens für den Neubau des Empfangsgebäudes Leutkirch haben wir untersucht, ob der weitere Erhalt des Empfangsgebäudes mit gleichzeitigem Umbau der für die Betriebsführung notwendigen Räume in Betracht kommt. Hierbei sind auch die entsprechenden Kosten gegenübergestellt worden. So betragen die Neubauposten rund 2000000 DM und die Sanierungskosten rund 2650000 DM. Nachdem bei Erhalt des alten Gebäudes überdies auch die künftige Unterhaltung weitaus teurer wäre als bei einem Neubau, hängt die Zukunft des Gebäudes im wesentlichen von der Finanzierung der Sanierung ab.

Dieses Problem konnte bislang noch nicht befriedigend gelöst werden.» Die scheinbar so glatte Rechnung hat nur einen kleinen Schönheitsfehler: Der «billigere» Neubau enthält nur die nötigen Funktionsräume, die «teurere» Wiederherstellung schafft aber zusätzliche Räume, die vermietet werden könnten und so zur Amortisation der Mehrkosten beitragen würden. Allerdings scheint die Bundesbahn immer noch mehr Regiebetrieb zu sein als Wirtschaftsunternehmen und deshalb auch vorwiegend ärarisch-fiskalisch zu denken und zu argumentieren.

500 Jahre Münsinger Vertrag

(sh) In zwei Schüben gedenkt die Stadt Münsingen der Wiedervereinigung der Stuttgarter und der Uracher Hälfte Württembergs durch den Münsinger Vertrag von 1482: Vom 4. bis 13. September 1982 findet eine «Festwoche» statt mit allem, was heute zu einem Stadtfest gehört: Open-Air-Festival und Kirchenkonzert, historisches Freilichtspiel, Altennachmittag, Sportveranstaltungen und manches sonst. – Am 12. Dezember 1982 folgt dann der eigentliche Festakt. (Die SCHWÄBISCHE HEIMAT wird im folgenden Heft mit einem Aufsatz von Dr. Wolfgang Irtenkauf dem Jubiläum Rechnung tragen.)

Entwicklung des Bodenseeraumes

(sh/Umwelt) In der Besprechung der Antwort der Landesregierung auf die Anfrage der FDP/DVP-Fraktion und die dazu gestellten Anträge wiesen die Redner aller Fraktionen auf die Notwendigkeit hin, in Zukunft verstärkt für die Erhaltung des Bodenseeraumes einzutreten. Während die FDP/DVP-Fraktion dabei der Trinkwassersicherstellung die absolute Priorität einräumte und die GRÜNEN sich vor allem für eine Verringerung des Phosphat-Gehaltes der Abwässer einsetzten, plädierten die Redner der CDU für ein vernünftiges Abwägen

zwischen gesunder wirtschaftlicher Entwicklung und den verschiedenen Nutzungsansprüchen. Die SPD-Fraktion forderte die Landesregierung auf, den Bodensee-Erlaß und das Naturschutzgesetz konsequent anzuwenden und den Uferbereich zu schützen.

Wiesen statt Rasen im Kreis Ravensburg

(sh) Es kann kaum schon eine Auswirkung entsprechender Ausführungen im vorigen Heft dieser Blätter sein: Der Landkreis Ravensburg will nach dem Motto «Mehr Wiesen, mehr Natur – und weniger Kunstrasen!» jetzt zum ersten Male die Außenanlagen einer Sonderschule in Kißlegg als zweimähdige Wiese «gestalten». Weitere Neuanlagen sollen ähnlich behandelt werden; schon bestehende sollen Zug um Zug entsprechend umgewandelt werden. Auch sogenannte Unkräuter sollen dort ihren ganz selbstverständlichen Platz finden – als ökologische Bereicherung, aber auch als Anstoß zum Nachdenken: Wer nach «nützlich» und «schädlich» unterscheidet, muß erkennen, daß der Mensch selbst der ärgste «Schädling» ist.

Uranprospektion im oberen Donautal

(sh/Umwelt) Das Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr hat auf Drs. 8/1339 die Kleine Anfrage des Abg. Hasenclever dahingehend beantwortet, die Gewerkschaft Brunhilde habe in ihrem Konzessionsgebiet «Hohentwiel» 1980 an drei Stellen insgesamt 13 Bohrungen durchgeführt, die keine wirtschaftlich interessanten Anreicherungen ergeben hätten. Nach den bisherigen Ergebnissen komme der durchgeführten Prospektion in den Feldern «Hohentwiel» und «Donautal» lediglich wissenschaftliche Bedeutung zu, die keine Aussagen über mögliche Erfolgsaussichten zuließe.

Die Schürfarbeiten unterständen der Bergaufsicht. Das Landesbergamt sei für die Zulassung ebenso zuständig

wie für die Überwachung der Schürfverpflichtung. Spätestens 6 Monate nach Erteilung der Konzession müsse mit den Aufsuchungsarbeiten begonnen werden. Über Durchführung, Fortschritt und Ergebnis der Schürfarbeiten seien vom Schürfer sowohl Monatsberichte als auch ein Jahresbericht vorzulegen. Die Bergbaubehörde habe das Recht, Art und Umfang der Arbeiten festzulegen.

Wälder in Baden-Württemberg gefährdet?

(sh/Umwelt) In der Antwort der Landesregierung (Drs. 8/1298) auf die Große Anfrage der SPD-Fraktion wird dargelegt, die Belastung der Wälder des Landes sei bedingt durch die dichte Besiedlung des Landes, die hohe Industrialisierung und die vielfältigen Ansprüche der Gesellschaft. Zu den einzelnen Schadensursachen heißt es: Immissionschäden durch dem Wald benachbarte, bekannte Betriebe könnten meist durch technische Maßnahmen behoben werden. Dagegen sei die Wirkung einer großräumigen Belastung der Luft mit Schwefeldioxid und Stickoxiden aus den Ballungsgebieten ungeklärt. In der Regel würden die Schadstoffe durch bodeneigene Substanzen unschädlich gemacht. Bei schwerer Säurebelastung oder basenarmen, schwach gepufferten Böden könnten aber toxische Aluminium- und Manganengehalte auftreten, die Wurzelschäden und in der Folge das Absterben von Bäumen und ganzen Wäldern verursachen. Zur Verminderung der Immissionen sollten in den Hauptbelastungsgebieten Emissionskataster angelegt werden; konventionelle Wärmekraftwerke würden nicht mehr ohne Rauchgasentschwefelungsanlage genehmigt. Streusalzhaltiges Schmelzwasser führe zu einer Anreicherung pflanzengiftiger Chloride in Nadeln und Blättern und letztlich zum Absterben der Bäume. Entlang von Straßen könnten so Ansatzpunkte für flächige Sturmschäden entstehen, die meist größer seien als die primären Salzschäden. Daneben führe eine Na-



Wir haben im Schwabenland die längste Leitung.

Die längsten Leitungen sind die elektrischen. So wie alle Straßen nach Rom führen, führen im Schwabenland alle, oder sagen wir fast alle elektrischen Leitungen zu uns, der Energie-Versorgung Schwaben AG.

Wir sind das Landesversorgungsunternehmen für Württemberg und Hohenzollern und beliefern über drei Millionen Einwohner und mehr als siebentausend Unternehmen mit Strom für Licht, Kraft und Wärme. Seit den Anfängen des Unternehmens sind unsere Aktionäre die Landkreise, Städte, Gemeinden und das Land. Also letztlich die Bürger.

Die Interessen des Bürgers sind deshalb auch unsere Interessen. Dabei steht an erster Stelle die zuverlässige, preisgünstige und umweltbewußte Stromversorgung. Sie ist uns wichtiger als ein möglichst hoher Gewinn. Um

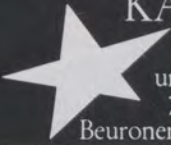
unsere Kunden auch in Zukunft wirtschaftlich mit Strom zu versorgen, investieren wir Jahr für Jahr hohe Summen. Dadurch sichern wir vielen tausend Menschen die Arbeitsplätze. Und wir finden neue Wege, um Sonnenenergie und Umweltwärme besser als bisher nutzbar zu machen – zum Beispiel durch die Wärmepumpe, den Energiezaun und den Solarabsorber.

Zur Zeit arbeiten wir am Pyrolyseverfahren, das auf umweltfreundliche Art aus Müll Fernwärme, Gas und Strom macht. Übrigens ist unser Leitungsnetz bereits so lang, daß es einmal um die Erde reichen würde – nämlich fast 40.000 km. Zu unseren Geschäftspartnern und Kunden haben wir natürlich einen kürzeren Draht.

Ihre Energie-Versorgung Schwaben AG.



WEIHNACHTS KARTEN



Muster
und Prospekte
7207 Beuron
Beuroner Kunstverlag

ANTIQUARIATSKATALOG BADEN-WÜRTTEMBERG

erschienen. Zusendung auf Anforderung.




Wilfried Melchior
Antiquariat & Verlag
Telefon 0 70 42 / 7 72 26
Schloß Riet
7143 Vaihingen/Enz

Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-6065

DB Touristik '82

Hinaus in die Ferne,
mit Sonderzügen der 



„Gönnen Sie sich ein paar schöne Stunden und „wandern“ Sie mit einem DB-Sonderzug. In unserem Sonderfahrtenprogramm „Der Schöne Tag“ finden Sie viele schöne Ausflugsfahrten.“

Hier einige Fahrten aus dem Programm 1982:

Samstag, 10. Juli 1982,
Familienwanderbadesonderzug nach Ratzenried/
Waltershofen im Schwäbischen Oberland

Sonntag, 18. Juli 1982,
Fahrt an die Mosel zum „Mosel-Raubritter“
nach Kobern-Gondorf

Sonntag, 25. Juli 1982,
Fahrt an den Chiemsee nach Prien

Sonntag, 8. August 1982,
Familienwanderbadesonderzug in den Hoch-
schwarzwald nach Seebrugg

Samstag, 11. September 1982,
Sonderzug für Wanderer nach Eichstätt
im Altmühltal

Unsere Sonderzüge haben im Stuttgarter Raum und im Zielgebiet mehrere Stationen zum Ein- und Aussteigen. Näheres sagen Ihnen unsere Mitarbeiter in den Fahrkartenausgaben und bei unseren Verkaufsbüros (z. B. DER-Reisebüros). Unsere Jahresprogramme erhalten Sie kostenlos bei unseren Fahrkartenschaltern.

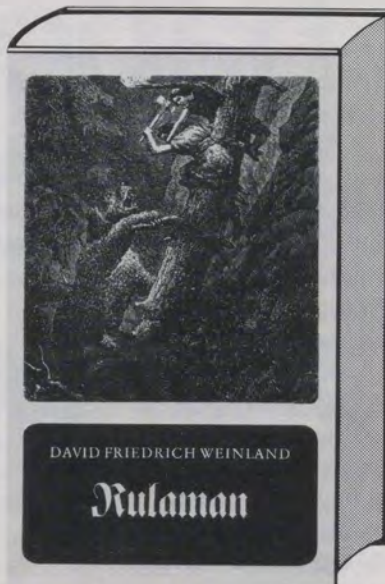


Generalvertretung Stuttgart West
Arnulf-Klett-Platz 2
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2092/5580



392 Seiten mit 24 Zeichnungen.
Gebunden. 29,80 DM

Historisches, Schnurriges, Biographisches und Literarisches, in Originalbeiträgen von Werner Birkenmaier, Hans Blickensdörfer, Peter Härtling, Otto Rombach, Ruprecht Skasa-Weiß u. a.



288 Seiten mit den Illustrationen der Erstausgabe.
Gebunden. 18,- DM

Die Geschichte vom Höhlenmenschen und vom Höhlenbären . . .
Die Erzählung spielt sich auf der Reutlinger Alb ab.

Rainer Wunderlich Verlag

triumakkumulation an den Bodenkoloiden zur Verdrängung und Auswaschung der für die Bodenfruchtbarkeit wichtigen Nährelemente; zusätzlich werde die Bodenstruktur durch Verschlämmung physikalisch ungünstiger. Es sei ein Erlaß des Ernährungsministeriums geplant, der nachgeordnete Stellen informieren und bautechnische Hinweise zur Straßenführung und zur Ableitung des Oberflächenwassers geben solle. Schäden durch chemische Pflanzenbehandlungsmittel seien nicht zu erwarten; ihre Verwendung sei in den letzten 10 Jahren um 64% gesunken und zeige noch abnehmende Tendenz. Die Landesforstverwaltung werde weitere Beschränkungen vornehmen.

Grundwasserabsenkungen hätten zur Folge, daß die leistungsfähigen, von einem hohen Grundwasserstand abhängigen natürlichen Waldgesellschaften durch trockenungsresistentere, weniger leistungsfähige ersetzt werden müßten.

Als Ursache für die seit Mitte der 70er Jahre beobachtete «Tannenkrankheit» kämen wahrscheinlich vor allem klimatische Verhältnisse (extreme Trockenjahre) in Frage; die Bodenversauerung durch Immissionen wirke verstärkend. Ein Forschungsprogramm der Universitäten und der forstlichen Versuchsanstalten Freiburg und München zur endgültigen Klärung dieser Fragen laufe seit 1978. Krankheitsauslöser der ebenfalls beobachteten Buchenrindennekrose sei nach vorherrschender Meinung die Buchen-Wollschildlaus; ein Zusammenhang mit Umweltschadstoffen sei nicht bekannt. Eine dem Tannensterben vergleichbare Fichtenerkrankung sei in Baden-Württemberg nicht beobachtet worden . . .

Stausee Würmtal?

(sh/Umwelt) Zu dem Antrag der Abg. Kielburger u. a. (SPD) hat das Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten in Drs. 8/1379 ausgeführt, damit auch bei Niedrigwasser im Neckar befriedigende Güteverhältnisse erhalten blieben, müßten die beim Betrieb von

Kraftwerken entstehenden Verdunstungsverluste ausgeglichen werden. Da die Überleitung von Wasser aus anderen Flußgebieten in den Neckar auf absehbare Zeit nicht möglich sei, könne das Ausgleichswasser nur in Speichern im Neckar-Einzugsgebiet bereitgestellt werden.

Für den Fall, daß das erforderliche Speichervolumen nicht an einem Standort bereitgestellt, sondern auf zwei Standorte verteilt werde, käme das Würmtal für die Speicherung in Betracht. Ein entsprechender Untersuchungsbericht werde zur Zeit geprüft. Erst im Rahmen der weiteren vorgesehenen spezifischen Untersuchungen könnten Unterlagen für die Abwägung zwischen wasserwirtschaftlichen Interessen und den Gesichtspunkten des Naturschutzes, der Ökologie und der Naherholung gewonnen werden. Diese sollten dann Grundlage der endgültigen Entscheidung der Landesregierung sein.

Denkmalschutz bei knappen Kassen

(DSI) Als eine größere Öffentlichkeit im Jahr des Europäischen Denkmalschutzes 1975 mit der Forderung nach neuen baupolitischen Prioritäten durch wirksame Stadterhaltungsmaßnahmen konfrontiert wurde, stieß sie auf eine breite Zustimmung. Damit wurde Denkmalschutz zur politischen Aufgabe und auch zu einem Instrument der Gesellschaftspolitik. Die mit 1975 einsetzenden bau- und steuerpolitischen Maßnahmen sowie die verschiedenen Investitionsprogramme des Bundes waren und sind wirksam: Wer heute durch unsere alten Städte und Stadtteile geht, kann mit eigenen Augen den Fortschritt erkennen. Das gilt allerdings nicht für die ländlichen Regionen: Hier ist der denkmalpflegerische Notstand, das heißt der zum Teil totale kulturelle Kahlschlag, immer noch an der Tagesordnung. Trotz der kontinuierlichen Arbeit des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz scheint heute die Euphorie des Jahres 1975 verfliegen. Die europäische Kampagne für Stadterneuerung, die im

März mit einer internationalen Tagung zu Ende gegangen ist, fand nur wenig öffentliche Resonanz.

Wer die Erhaltung und Nutzung des kulturellen Erbes in praktische Politik umsetzen will, bedarf dafür erheblicher finanzieller Mittel: Denkmalschutz kann nicht auf kleine Flamme reduziert werden. Nachdem die wohnungsbaupolitische Verantwortung vom Bund stärker auf die Länder und Kommunen verlagert wurde – eine äußerst problematische Entwicklung –, besteht die Gefahr, daß eben dieses geschieht.

Ich bin sicher, daß die Städter sich gegen das Einschränken der Denkmalschutzmaßnahmen mit Unterstützung der Medien zu wehren wissen. Aber was geschieht auf dem sogenannten flachen Lande? Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz hat auf die diesbezüglichen Defizite immer wieder durch Erklärungen und Schriften aufmerksam gemacht. Jetzt ist es Aufgabe insbesondere der deutschen Vertreter im Europarat, eine Kampagne zur Erneuerung der ländlichen Regionen durchsetzen zu helfen. Meine Forderung: 1985 muß zum Europäischen Jahr der dörflichen Erneuerung erklärt werden. Olaf Schwencke

Probleme der Landesarchäologie

(DSI) Das Innenministerium von Baden-Württemberg hat kürzlich zu den Aufgaben und Problemen der Landesarchäologie Stellung genommen. Es kam damit einer Aufforderung des Landtages nach, der neben einem Bericht über die laufenden Arbeiten wissen wollte, was die Bodendenkmalpflege in Baden-Württemberg bewirkt und welche überregionale Bedeutung die Landesarchäologie gewonnen hat. Außerdem hatte er die Landesregierung ersucht, die finanzielle Ausstattung der Bodendenkmalpflege zur Durchführung von Ausgrabungen und für deren Auswertung sicherzustellen.

Das Innenministerium betont in seiner Stellungnahme, daß es Aufgabe der staatlichen Bodendenkmalpflege ist, die Zeugnisse der Vor- und Früh-

geschichte (Bodendenkmale) des Landes zu schützen und zu pflegen. Deshalb stehen deren Erhaltung in ihrem übernommenen Zustand und ihr Schutz vor Gefährdungen im Vordergrund. Eine gezielte, nur wissenschaftlichen Zwecken dienende Ausgrabungstätigkeit betreibt die Abteilung Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes daher nicht. Soweit Ausgrabungen stattfanden, sind sie in den letzten Jahren fast ausschließlich durch akute Gefährdungen der Bodendenkmale veranlaßt (sogenannte Notgrabungen). Die Gefährdungen ergeben sich insbesondere durch die Bautätigkeit, Flurbereinigungsmaßnahmen und durch die intensive landwirtschaftliche Nutzung («Tiefpflügen»).

In diesen Fällen ist es vorrangiger Zweck der Ausgrabungen, die geschichtlichen Zeugnisse zu bergen und die Befunde zu dokumentieren, um sie so einer wissenschaftlichen Auswertung zuzuführen. Die Auswertung und Publikation dieser Ausgrabungen bedeutet gleichsam die denkmalpflegerische Erhaltung der Bodendenkmale, welche sonst durch Zerstörung endgültig verloren gingen.

Kein Denkmalschutz für die Wasserburg Haus Hülshoff?

(DSI-sh) Haus Hülshoff bei Münster, die Geburtsstätte der großen westfälischen Dichterin Annette von Droste zu Hülshoff, ist als Wasserburg des 16. Jahrhunderts weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt. Sie ist bereits seit 1897 in den Bau- und Kunstdenkmälern inventarisiert.

Doch ist auch eine Wasserburg von hohem Rang im Zeitalter der Denkmalschutzgesetze noch nicht ohne weiteres ein geschütztes Baudenkmal; jedenfalls dort nicht, wo Denkmallisten zu führen sind, wie in Nordrhein-Westfalen. Zuständig für die Eintragung sind hier grundsätzlich Gemeinden als untere Denkmalbehörden. Nicht immer weist sich diese Bestimmung des nordrhein-westfälischen Denkmalschutzgesetzes als segensreich aus.

So lehnt der Rat der Gemeinde Havixbeck die Eintragung der Wasserburg Haus Hülshoff wie auch der Wasserburgen Haus Havixbeck und Haus Stapel in die Denkmalliste und damit ihre Unterstellung unter den Schutz des Denkmalschutzgesetzes ab. Der Gemeinderat wird die Qualität der Baudenkmäler nicht bestreiten können. Aber er hat Angst vor einer Bestimmung des Gesetzes, wonach der Eigentümer die Übernahme eines Baudenkmals durch die Gemeinde verlangen kann, wenn und soweit es ihm aufgrund behördlicher Maßnahmen im Hinblick auf seine Pflicht zur Erhaltung des Denkmals wirtschaftlich nicht zumutbar ist, das Denkmal zu behalten.

Das sind sachfremde Erwägungen, die dem Geist des Gesetzes widersprechen. Die Unterschutzstellung der Wasserburgen ist geboten. Es ist zu hoffen, daß die Gemeinde Havixbeck sich noch besinnt. Die Aufsichtsbehörden werden darauf achten müssen, solchen Anfängen rechtzeitig zu begegnen.

Ein Baudenkmal vom Rang der Wasserburg Haus Hülshoff darf nicht aus vordergründigen Erwägungen der zuständigen Gemeinde ungeschützt bleiben.

Wer diese Notiz aufmerksam gelesen hat, wird sich seine eigenen Gedanken machen über kommunale Kompetenzen in der Denkmalpflege.

Nicht vergessen: Fotowettbewerb des shb!

Einsendeschluß ist zwar erst der 30. 11. 1982 (vgl. die Ausschreibung im Heft 2/1981 auf Seite 144), aber die Motive wollen gefunden, fotografiert und beschrieben sein!

Forschergruppe Stadt und Stätten (FOSS) in Kassel

(DSI) Lehrbeauftragte im Fachbereich Stadtplanung und Landschaftsarchitektur der Gesamthochschule Kassel haben sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen, die das kulturelle Erbe durch historische Forschung,

verbunden mit Kulturpädagogik und Planung, für die heutige Orts- und Stadtplanung erschließen will. Mit Hilfe historischer Quellen werden städtische und ländliche Siedlungsstrukturen in ihrer vorgegebenen natürlichen Umgebung analysiert, die jeweiligen Leitbilder, Planungsideen und Sinngebungen und die Grundriß- und Aufrißgestaltung von Straßen und Plätzen ermittelt.

FOSS will durch gründliche Studien, Beratungen, Planungen und Publikationen dazu beitragen, das Interesse der Bürger für ihre historischen Stätten zu wecken, ihnen die Identifikation mit der gebauten Heimat zu erleichtern, und darauf hinwirken, daß die historischen Orientierungspunkte im Orts- und Stadtbild stärker als bisher in Planungsprozesse integriert werden.

(Auskünfte durch die Forschungsgruppe Stadt und Stätten [FOSS], Breitscheidstraße 13, 3500 Kassel, Tel.: 0561/74789)

Persönliches

Unter den 63 Bürgern, die im Mai 1982 von Ministerpräsident Lothar Späth mit der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet worden sind, wurde auch aufgeführt «**DR. WILHELM KOHLHAAS**, Regierungsdirektor a. D. aus Stuttgart, für Verdienste um den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND als Vorsitzender, den Albverein und die Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hoehrhein und Bodensee».

Seinen 85. Geburtstag feiert am 9. August 1982 Bankdirektor i. R. **WILLY BAUR**, der dem Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern von Anfang an auf vielfältige Weise verbunden war und dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND über lange Jahre mannigfaltige Mitarbeit gewidmet hat – als Vorstandsmitglied und Schatzmeister, mit Führungen und Vorträgen; 1972 dankte ihm der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND durch die Ernennung zum Ehrenmitglied, 1978 wurde er mit der Medaille «Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg» ausgezeichnet.

Neue Bücher aus Baden-Württemberg



Hermann Schilli

Das Schwarzwaldhaus

4., unveränderte Auflage 1982
332 Seiten, 114 Zeichnungen, 8 Kunstdrucktafeln, 204 Abbildungen, 22 Falttafeln
Leinen DM 98,-
ISBN 3-17-007576-4

Dieses Werk gibt für das Haus im Schwarzwald eine einmalige Bestandsaufnahme. Der Verfasser hat alle bedeutsamen Schwarzwaldhäuser aufgenommen. Die verschiedenen Haustypen werden herausgearbeitet und in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Zahlreiche Bilder unterstützen den Text und geben einen einzigartigen Eindruck von der Schönheit des Schwarzwaldhauses und der Schwarzwaldlandschaft. Das Buch ist gleichermaßen wichtig für Kunsthistoriker, Architekten, Volkstumsforscher wie für alle, die die Schönheit des Schwarzwaldes lieben.

Albert Allgaier

Streifzüge durch Schwaben

Bd. I: Schwäbische Alb, Schwarzwald, Oberschwaben und Bodensee
1981. 166 Seiten mit 8 Seiten Farb- und 16 Seiten Schwarzweiß-Abbildungen
Kart. DM 29,80
ISBN 3-17-007273-0

Bd. II: Schwäbischer Wald, Neckarland, Hohenlohe

1981. 174 Seiten mit 8 Seiten Farb- und 16 Seiten Schwarzweiß-Abbildungen
Kart. DM 29,80
ISBN 3-17-007274-9



Inge und Gustav Schöck

Häuser und Landschaften in Baden-Württemberg

Ca. 200 Seiten mit 32 Seiten mehrf. und ca. 90 Seiten einf. Abb. Leinen ca. DM 69,-
ISBN 3-17-007461-X

Die historisch gewachsene, ländliche Bausubstanz in Baden-Württemberg wird in diesem Buch zusammenfassend vorgestellt. Nachdem die Grundelemente eines Gebäudes veranschaulicht worden sind, werden die Urformen im Aufbau der Gemeinde geschildert, wie sie auch heute noch trotz aller Veränderungen die alten Ortskerne charakterisieren.

Elsbeth Zumsteg-Brügel

Franz Anton Kraus 1705 – 1752

Ein vergessener süddeutscher Maler des Spätbarock in Europa
Ca. 160 Seiten mit ca. 60 Abb., davon 4 mehrfarbige
Ca. DM 30,-. ISBN 3-17-007571-3
Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, Reihe Dokumentation, Bd. 5, hrsg. vom Stadtarchiv Ulm

Peter Lahnstein

Die unvollendete Revolution 1848 – 1849

Badener und Württemberger in der Paulskirche
1982. 260 Seiten mit 16 mehrf. und 48 einf. Abb.
Format 24,5 x 21 cm. Leinen im Schuber DM 59,-
ISBN 3-17-007236-6

Bitte Prospekt „Badenia Württembergica“ anfordern!

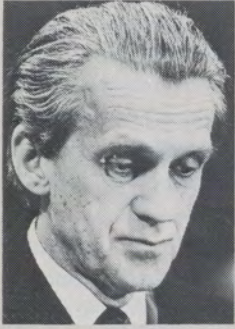


Verlag W. Kohlhammer

Heßbrühlstr. 69 · Postfach 80 04 30 · 7 Stuttgart 80

6355/0682/1655

Steine zum Sprechen bringen...



gelingt Walter und Inge Jens,
den Fotografen Stefan Moses und
Joachim Feist mit dem
neuen Bildband:



Die kleine große Stadt Tübingen

156 Seiten mit 84 Tafeln, davon 46 in Farbe,
24,5 x 25 cm. Leinen DM 59,-.

ISBN 3 8062 0268 0

Werbemittel: Vierfarbiger, vierseitiger
Prospekt 24,5 x 24,5 cm.

Ein besonderer Bild- und Textband über eine
ungewöhnliche Stadt, "die kleine große
Stadt", die das deutsche Geistesleben mitbe-
stimmte, eine Stadt die geschichtsträchtig wie
kaum eine andere ist.



Ein Buch das das Kleine und das Große die-
ser Stadt ins Bild setzt:

Tübingen aus einer anderen Perspektive.
Mehr als ein betrachtenswerter Bildband. Ein
lesenswertes Buch!

Für alle Tübinger in nah und fern, vor allem
für alle ehemaligen Tübinger Studenten ein
schöner Erinnerungsband.

Konrad Theiss Verlag

Heimattage Baden-Württemberg 1982

Ravensburg 6.–12. September 1982

Auszüge aus dem Gesamtprogramm,

das bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes angefordert werden kann.



Exkursionen

Dienstag, 7. September 1982
Reichsstädte in Oberschwaben
Führung: Manfred Akermann

Mittwoch, 8. September 1982
Moore und Riede: Pfrunger Ried und Federsee
Führung: Rolf Mahr und Lothar Zier

Donnerstag, 9. September 1982
Barocke Klöster und Kirchen in Oberschwaben
Führung: Dr. Wilfried Setzler

Freitag, 10. September 1982
Die Argenflüsse
Lebensadern des württembergischen Allgäus
Führung: Dr. Hans Scheerer

Abfahrt jeweils um 8.30 Uhr vor dem Lederhaus am Marienplatz in Ravensburg. Unkostenbeitrag jeweils DM 25,-. Anmeldungen sind unerlässlich und an das Verkehrsamt der Stadt Ravensburg zu richten.

Arbeitstagungen

Donnerstag, 9. September 1982, 10 Uhr
Bauernhausmuseum Wolfegg

Bäuerliche Freilichtmuseen
Fachtagung in Verbindung mit dem Verein Landesfreilichtmuseum
Leitung: Martin Blümcke

Recht unterschiedlich kommt die museale Erfassung und Präsentation der herkömmlichen Haustypen in Baden-Württemberg voran. Gerade so stark industrialisierte Gebiete wie Nordbaden zwischen Rhein und Neckar und der Bereich Mittlerer Neckar hinken erheblich hinterher. Fachleute aus allen Landesteilen werden bei dieser Tagung die überlieferten Hauslandschaften beschreiben; diese Schilderung des Baubestands führt von selbst zur Frage der Erhaltung. Zum Schluß der Referate wird dann der zuständige Staatssekretär Norbert Schneider eine vorläufige Bilanz dessen ziehen, was sich landesweit bei den «Altersheimen für unsere Bauernhäuser» getan hat – und was bisher nicht oder noch nicht geschehen ist (und was vielleicht nie mehr geschehen kann).

Donnerstag, 9. September 1982, 10 Uhr

Großer Sitzungssaal des Rathauses Ravensburg

Biotopkartierung in Baden-Württemberg

Fachtagung in Verbindung mit dem Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten Baden-Württemberg

Leitung: Dr. Oswald Rathfelder

Seit 1976 wurden im ganzen Land flächendeckend die für Naturschutz und Landschaftspflege besonders bedeutsamen Biotope kartiert. Über 200 ehrenamtliche Mitarbeiter haben über 10 000 Biotope auf Erhebungsbogen und Karten festgehalten – vom Trockenrasen bis zu den für Oberschwaben besonders wichtigen Feuchtgebieten.

Im Verlauf der Tagung werden einige der wissenschaftlichen Betreuer der Biotopkartierung über Erfahrungen und Ergebnisse berichten. In der Diskussion sollen dann Verfahren und Ergebnisse erläutert und die vermeintlichen Gegensätze zwischen Landwirtschaft und Naturschutz ausgeräumt werden.

Samstag, 11. September 1982, 10 Uhr

Großer Sitzungssaal des Rathauses Ravensburg

Heimatarbeit vor Ort

Leitung: Willy Leygraf

Einleitendes Referat: Dr. Hans Frei, Bezirksheimatpfleger des Bezirks Schwaben, Augsburg

Diese Tagung wendet sich an alle Vertreter von örtlichen Vereinen und Gruppen, die – innerhalb oder außerhalb bestehender größerer Vereinigungen – auf individuelle Weise an ihrem Ort Heimatarbeit betreiben. Da dies für Baden-Württemberg die erste Zusammenkunft dieser Art und dieses Personenkreises ist, wird es nach einem einleitenden Referat zunächst darum gehen, Erfahrungen und Anregungen auszutauschen. Danach kann dann vielleicht schon die Frage erörtert werden, wie regelmäßiger Austausch und verstärkte Zusammenarbeit die Tätigkeit vor Ort stützen und erleichtern können, ohne daß deshalb die örtliche Eigenständigkeit reduziert oder aufgegeben werden muß.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt, Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt. Unumgängliche Reisekosten können auf Antrag übernommen werden. Die Anmeldungen werden erbeten an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1 – Tel. (07 11) 22 32 43.

Studienfahrten

31

Aktion Irrenberg 1982

Samstag, 28. August 1982

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**

Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist Eigentum des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES. Nur regelmäßige Pflege kann die Schönheit dieses Gebiets erhalten. Der SCHWABISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt. Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.

Terminänderung:

36

Stromberg

Führung: Elisabeth Zipperlen

statt Mittwoch, 15. September 1982

jetzt Mittwoch, 22. September 1982

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 21,-

45

Die Kunst der Grafen von Montfort

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf und (in Feldkirch)

Prof. Dr. Dr. Heinz Burmeister

Samstag, 4. September bis Sonntag, 5. September 1982

Abfahrt: 7.15 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 83,- (ohne Eintrittskosten)

Samstag: Stuttgart – Tettngang – Feldkirch

Sonntag: Feldkirch – Dornbirn – Oberstaufen – Immenstadt – Stuttgart

Vor achteinhalb Jahrhunderten entstand aus der Erbmasse der Pfalzgrafen von Tübingen das Haus Montfort. Das ist der Grund, warum 1982 zum Montfort-Jahr erklärt wurde. Wir besuchen zwei Ausstellungen, welche die Kunst dieses über den seeschwäbischen, vorarlbergischen und schweizerischen Raum verstreuten Grafengeschlechts sichtbar machen wollen: 1. diejenige in Tettngang (zugleich in Verbindung mit dem 1100jährigen Jubiläum der Stadt), und 2. diejenige in Feldkirch, wo vor allem Zeugnisse aus dem «Stammland» Vorarlberg zu sehen sein werden.

Auf der Reise werden, je nach Zeit, einige Geschichtsstätten der Grafen aufgesucht, so u. a. zum Abschluß der Fahrt die alte Burg Rothenfels oberhalb von Immenstadt.

Und im Herbst: **Zwei Fahrten ins Blaue:**

37

1. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 20. Oktober 1982

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

38

2. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 24. Oktober 1982

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Wie seit Jahren finden wieder zwei «Fahrten ins Blaue» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung der Landeshauptstadt Stuttgart, die zwar weniger bekannt ist, aber die Besucher überrascht mit architektonischen, künstlerischen oder geschichtlichen Details. Im Gegensatz zu früheren Gepflogenheiten und abweichend von bisherigen Ankündigungen können **in diesem Jahr** bei den Fahrten ins Blaue wegen einer zusätzlichen Überraschung im Programm **keine Dias** vorgeführt werden. Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWABISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur der Verzehr geht natürlich zu Lasten der Teilnehmer.

44

Advent in Zürich und Umgebung

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Samstag, 4. Dezember 1982, bis Montag, 6. Dezember 1982

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 117,- incl. Eintrittskosten

Samstag: BAB Stuttgart – Donaueschingen – über den Randen nach Waldshut (Mittagspause) – Säckingen – Zürich

Sonntag: Vormittags Stadtgang durch Zürich; nachmittags umgebung von Zürich (je nach Witterungsverhältnissen)

Montag: Ausfahrt nach Einsiedeln; nachmittags Heimfahrt über Wetzikon – Winterthur – Stuttgart

Die traditionelle Adventsfahrt ist dieses Mal auf eine schweizerische Großstadt zugeschnitten, die an Wochenenden ein besonders vielfältiges Angebot an Veranstaltungen bereithält. An Besichtigungspunkten sind u. a. vorgesehen: Waldshut – Säckingen, Zürich (und Umgebung) sowie Einsiedeln, wo wir auf den Spuren des schwäbischen Heiligen Meinrad wandeln.